Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werkthätigen Bevölkerung.

Telephon Nr. 419.] **Mit der illustrirten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt".** [Telephon Nr. 419

Der „Lübecker Volksbote" erscheint täglich Abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, **Johannisstraße 50,** und die Post zu beziehen. Preis vierteljährlich **Mk. 1,60.** Monatlich **55 Pfg.** Postzeitungsliste Nr. 4069 a, 6. Nachtrag.

Die **Anzeigengebühr** beträgt für die viergespaltene Petitzeile oder deren Raum **15 Pfg.,** für Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen nur **10 Pfg.,** auswärtige Anzeigen **20 Pfg. Inserate** für die nächste Nummer müssen bis **9** Uhr Vormittags in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 240. **Freitag den 13. Oktober 1899.** **6. Jahrgang.**

Hierzu eine Beilage.

Parteitag der deutschen Sozialdemokratie.

(Originalbericht des „Lüb. Volksbote.")

bg Hannover, den 10. Oktober 1899.

(Nachmittagssitzung.)

Bebel fährt in seinen Ausführungen fort: Ich komme nun zu Bernsteins Auffassung vom Klassenkampf. Seine Stellungnahme dazu ist sehr unklar, kein Satz drückt seine Auffassung präzise aus. Einmal spricht er von den verschiedenen Schichten der Arbeiter und daß deshalb von einem einheitlichen Klasseninteresse nicht die Rede sein kann. Aehnliche Aeußerungen finden sich auch sonst noch. Alle diese Sätze gipfeln darin, daß es eine geschlossene Arbeiterschaft nicht giebt. Als Kautsky ihn festnagelte, sprach Bernstein vom Klassenkampfdogma und Klassenkampfwirklichkeit. Der Ausdruck Klassenkampfdogma ist sehr merkwürdig. Es wird ihm sehr schwer fallen, aus der deutschen Gewerkschaftsbewegung Beispiele zu geben, die seiner Auffassung von den gegensätzlichen Interessen der Arbeiter Recht geben könnten. Erst nachdem ein ganzes Meer von Tinte verschrieben worden ist, hat Bernstein sich klarer zum Klassenkampf geäußert. In seinem letzten „Vorwärts"-Artikel nennt er den Klassenkampf eine unbestrittene Thatsache. In seinem Bestreben aber, die Gegensätze abzuschleifen, zu vertuschen, sagt er, die Formen des Klassenkampfes sind milder geworden. Den Satz kann man unterschreiben. Wir sind überhaupt milder, menschlicher geworden, weil wir disziplinirter geworden sind. (Heiterkeit.) Ein Ketzer wird heute nicht mehr verbrannt, ein Dieb nicht gleich gehängt. Deshalb ist aber noch nicht gesagt, daß die Gegensätze selbst geringer geworden sind. Die Streiks und ihre Zunahme geben davon doch Zeugniß. 50,3 pCt. dieser Streiks waren übrigens Abwehrstreiks, d. h. Streiks, die von den Arbeitern unternommen wurden, weil sie ihre Lebenshaltung sich nicht herabdrücken lassen wollten. Wir befinden uns in einer Zeit der Prosperität. Treten erst einmal Krisen ein, wird der Kampf noch verschärft geführt werden müssen. Die Gewerkschaften werden dann ein Tieferschrauben der Lebenshaltung verhindern müssen. Die Organisation der Unternehmer hat einen viel größeren Aufschwung genommen, als die Organisation der Arbeiter, trotz des erfreulichen Wachsthums der letzteren. Dazu kommt die Gründung der Syndikate, Kartelle und Trusts. Sie sind in erster Linie von den Kapitalisten gegründet, um die Profitrate hoch zu halten. Sie bieten vielleicht auch ein Zerrbild der Form, wie wir uns einmal die Regulirung der Produktion denken. Wie die Dinge heute liegen, richten sich die Organisationen gegen die Arbeiter. Wenn es nach mir ginge, würde ich ein Gesetz einbringen, wonach jeder Arbeiter wie einer Krankenkasse so auch einer Gewerkschaft angehören müßte. Natürlich ist heute an ein solches Gesetz nicht zu denken. Schon 1894 hat Prof. Bücher in Berlin auf die Bedeutung der Kartelle als Unternehmerkoalition gegen die Arbeiter hingewiesen. Auch das Buch der Eheleute Webb, „Theorie und Praxis der englischen Gewerkschaften" weist auf die Ohnmacht der Arbeiterorganisationen gegen die großen Kapitalistenorganisationen hin. Ich habe nie die Bedeutung der Gewerkschaften unterschätzt, aber gegenüber dem Bestreben, die Dinge zu beschönigen, muß betont werden: Wir sind nicht über den Berg, wir stehen noch vor dem Berg. Es ist noch keine Aussicht, daß das Gewerkschaftswesen hier durchgreifend helfen kann. Es hat nicht die Bedeutung, die ihm Bernstein zumißt. Bernstein sieht in ihnen die Hauptgrundlage für die kommende sozialistische Gesellschaft, wenn er auch anerkennt, daß die Partei als solche sich nicht mit Genossenschaftsgründen befassen soll. Die Meinungen in der Partei darüber haben oft gewechselt. Die Lassallesche Agitation sah sich genöthigt, zu der Ueberschätzung der Schulze-Delitz'schen Genossenschaften ablehnende Stellung zu nehmen. Die Lassalleaner glaubten, daß Verbesserungen in der Lebenshaltung der Arbeiter durch die Konsumvereine nie eintreten könnten, weil die Lohndrückerei stets wieder alle Vortheile aufheben würde. Aber Marx und Engels haben diesen Standpunkt Lassalle's nie getheilt. Es gab also von Anfang an zwei Richtungen in der Partei. Die Internationale wollte sogar Staatsunternehmungen an Genossenschaften verpachten. Wir haben dem Genossenschaftswesen stets ziemlich gleichgiltig gegenübergestanden. Sie haben sich ganz ohne unser Zuthun entwickelt, besonders in Sachsen. Dort giebt es blühende Konsumvereine. Trotzdem ist es noch Niemandem eingefallen, darin den Keim für eine zukünftige sozialistische Gesellschaft zu sehen. Kein bei der Leitung solcher Genossenschaften Angestellter hat je ein solches Wort ausgesprochen. Erst in neuester Zeit ist das geschehen. Von Bernstein und einer anderen Seite in Deutschland. Ich bin nach wie vor ganz anderer Meinung. Ich glaube gar nicht, daß es möglich ist, den gesammten Konsum der Gesellschaft durch Genossenschaften zu befriedigen. Wie sollen wir auf diesem Wege die gesammte Industrie in unsere Hände bekommen. Da müssen wir schon nach wie vor bei der „Freßlegende" bleiben. Bernstein ist anderer Ansicht. Er sagt, für die Expropriation giebt es kein Beispiel in der Geschichte. Ich antworte: Es giebt auch in der ganzen Geschichte kein Beispiel für eine Bewegung, wie die heutige sozialistische Bewegung. (Sehr richtig!) Bernstein schlägt einen Ton in seiner Schrift an, der für die Arbeiterschaft beleidigend ist. Es ist das ein Rückfall, der nach 20 Jahren wiederkehrt. Bernstein sagt, die Arbeiterschaft sei nicht reif genug, um die sozialistische Gesellschaft selbst einzuführen. Ich meine, so viel Reife wie das Bürgerthum haben die Arbeiter lange. Die Feigheit des Bürgerthums ist wirklich nicht zu übertreffen. Eine Partei, die kämpft, will siegen, eine Partei, die siegen soll, braucht Begeisterung und die nimmt man ihr, wenn man die Schwierigkeiten des Kampfes künstlich erhöht, Alles grau malt und fortwährend zur Mäßigung mahnt, fortwährend ruft: Seid artig. Nun die Freßlegende! Bernstein sagt, es giebt kein Beispiel in der Geschichte. Kennt Bernstein nicht die Geschichte der Reformation. Waren es nicht materielle Interessen, die die Fürsten gegen die Päpste losziehen ließen? Die ganze Opposition des Bürgerthums gegen die Kirche war von materiellen Interessen diktirt. Der Luxus der Kirche, die vielen Feiertage waren ihm verhaßt. Diese mußten beseitigt werden, damit man arbeiten und sparen konnte. Von der Reformation datirt die kapitalistische Wirthschaftsweise. Kennt Bernstein nicht das Bauernlegen in Deutschland? Haben die Ritterschaften nicht ganze Bauernhöfe eingesteckt? Ist nicht in Frankreich im 18. Jahrhundert eine der großartigsten Expropriationen vor sich gegangen? (Sehr richtig.) Was wollte denn das Junkerthum machen, wenn es nicht den ganzen Boden hätte und die Arbeiter zu Sklaven. Was war denn der große Sklavenbefreiungskrieg in Amerika? Bernstein würde ihn auf ethische Motive zurückführen. Die spielten mit — für die Dummen. Als der Krieg aber zu Ende war, wurde der Grund und Boden einfach den Besiegten expropriirt. Ist nicht die letzte Dynastie in Italien auf der Konfiskation des Kirchenstaats aufgebaut. Wenn es einmal bei uns zur Expropriation kommt und ich wüßte nicht, wie man die Krupp, die Laurahütte erobern sollte — leider wird es ja noch eine Zeitlang dauern — dann würde ich die schönste Rede halten können und Ihnen beweisen, daß die Expropriation aus ethischen Gründen unumgänglich ist. (Große Heiterkeit.) Es bleibt also bei der Expropriation, die lassen wir uns nicht nehmen. (Lebhafter Beifall.) Vielleicht braucht es nicht mit Gewalt zu gehen. Gewaltsame Revolutionen sind stets von den Reaktionären verschuldet worden. Es kann auch friedliche Revolutionen geben. Marx machte einmal den Vorschlag, die Junker allesammt auszukaufen. Ich bin noch heute dafür. Die Herren sollen eine gute Rente bekommen, wenn sie uns nur den Grund und Boden geben. Unser Bürgerthum ist keineswegs gegen Revolutionen, wenn ein Vortheil winkt. Als der ehemalige Parteigenosse Miquel preußischer Finanzminister wurde, führte er die progressive Einkommensteuer ein. Die „Kölnische Zeitung" drohte damals mit einer Revision ihrer monarchischen Gesinnung. Das Bürgerthum ist republikanisch, wenn es Vortheil hat, es ist heute monarchisch, weil es davon noch größeren Vortheil hat. (Sehr richtig!) Bernstein mahnt uns, hübsch artig zu sein. Ich rathe ihm, einen Knigge herauszugeben über den Verkehr mit politischen Gegnern. (Heiterkeit.) Wenn er das nicht thut, werden wir uns noch oft seine Mißbilligung zuziehen. Bernstein steht gewissen bürgerlichen Kreisen sehr freundlich gegenüber, er geht so weit, diesen Kreisen ein gut Theil an dem Befreiungskampfe des Proletariats zuzuschreiben. Er will den Satz von Marx: „Die Befreiung der Arbeiterklasse kann nur das Werk der Arbeiter selbst sein" nicht mehr voll gelten lassen. Er spricht von dem guten Herzen der Bourgeoisie. Alles ist ihr von uns abgetrotzt worden. Aber Bernstein hat unsere Parteikreise verwirrt. Parteigenossen haben das Verhalten der Heyl und Bassermann als Beweis für die Richtigkeit der Bernstein'schen Ansichten angeführt. Es ist zum Auswachsen. Das sind Harmonieapostel. Gewiß haben wir Gutsbesitzer, Aerzte, Kaufleute in der Partei. Aber sie verschwinden in der Masse des Proletariats. Das Proletariat bildet doch den eigentlichen Kern der Partei und das wird so bleiben. Die Führer kommen aus höheren Schichten, aber das thut der Klassenbewegung nicht Abbruch und es zeigt die ganze Verwirrung im Kopfe Bernstein's, daß er unserer Partei schon einen anderen Namen geben will. Unsere Bourgeoisie wird immer revolutionärer. Wenn sie monarchisch und religiös thut, so thut sie es im Interesse der Unterdrückung der Arbeiterschaft. Wir sollen nicht antireligiös, nicht antimonarchisch sein? In diesem Punkte unterscheidet sich Bernstein kaum von Eugen Richter. Wenn solche Grundsätze bei uns die Oberhand gewinnen sollten, dann würde ich mir sagen: Du hast 36 Jahre umsonst gearbeitet, ich setze mich zu Ruhe. Denken Sie doch daran, was die bürgerlichen, vormärzlichen Dichter gedichtet und gesungen haben. So radikal dichten und singen wir heute nicht. (Sehr richtig!) Jawohl, wir thun nicht zu viel nach dieser Richtung, wir thun zu wenig, und da kommt Bernstein und sagt: Greift nicht die religiösen Ueberzeugungen an. Das heißt die schwärzeste Reaktion gewähren lassen. (Sehr richtig!) Bernstein nennt den Sozialismus die Fortsetzung des Liberalismus. Der Liberalismus galt bisher für das Prinzip des Bürgerthums, dem der Sozialismus schnurstracks zuwiderläuft. Es ist jetzt viel von Opportunisten die Rede. Eigentlich sind wir alle Opportunisten. Keiner von uns will morgen auf die Barrikade gehen und tabula rasa machen. Der Streit ist nur über das Maaß und über dies werden wir immer streiten. Streit schadet auch nichts. Nur den gemeinsamen Boden, auf dem wir streiten, dürfen wir nicht verlieren. Bernstein räth uns, den Namen demokratisch-sozialistische Reformpartei anzunehmen. Dieser Vorschlag verräth, wie weit Bernstein sich von uns entfernt hat. Der Vorschlag resultirt nur aus der Illusion eines nirgends vorhandenen idealistisch gesinnten Bürgerthums. Was Bernstein über die praktische Bethätigung der Partei in der Politik sagt, wird seit Jahren von uns geübt. Aber gerade aus unserer praktischen Thätigkeit wissen wir, wie wir alles dem Bürgerthum abtrotzen müssen. Aus Furcht, nicht aus gerechtem Herzen, macht uns das Bürgerthum Konzessionen. Ich bin nicht gegen ein zeitweiliges Zusammengehen mit bürgerlichen Elementen, wenn es unseren Vortheil gilt. Die Hauptsache ist, nur keine Parteigrundsätze aufgeben. Ich stehe noch auf dem Boden der Betheiligung an den preußischen Landtagswahlen. Wir wollen die politische Macht erobern, ich halte es für nützlich, wenn auch nur ein Hecht in den Karpfenteich kommt. Ich mache auch den bayerischen Genossen für ihr Verhalten bei den letzten Landtagswahlen keinen Vorwurf. Vielleicht wäre ein Kompromiß mit den Liberalen vorzuziehen gewesen, doch das will ich nicht entscheiden. Ich mache also den bayerischen Genossen keinen Vorwurf, daß sie die Chancen des Wahlkampfes möglichst ausgenutzt haben; ich bedauere nur, daß sie sich nicht bestimmte Versprechungen über Wahlrechtsverbesserungen vom Zentrum ausbedungen haben. Das ist unter den Umständen mehr werth wie ein paar Mandate und fünf Mandate waren uns ja so wie so sicher.

Was meine Resolution über das Verhältniß zu bürgerlichen Parteien sagt, ist nichts Neues. So wie ich die Fassung gewählt habe, ist es von uns stets gehalten worden. Es versteht sich von selbst, daß wir unsere alte Stellung zum Militarismus und zur Kolonialpolitik behalten. Ich bedauere es, daß Bernstein sich über die Kolonialpolitik so unklar ausspricht. Wenn er uns auch schließlich Recht giebt, so hat er doch auch hierin verwirrend gewirkt. Am bedauernswerthesten aber ist das Bestreben Bernsteins, uns den Sieg zu vereiteln. Keiner von uns glaubt, daß, wenn er morgen aufwacht, der Zukunftsstaat da ist. Aber was nun die viel besprochene Intelligenz anlangt, so sage ich: darum ist mir nicht bange. Wo soll denn die Intelligenz hin? Sie wird bei uns bleiben, wenn wir gute Bezahlung und anständige Behandlung zusichern. In Frankreich wechseln die Ministerien sehr schnell. (Heiterkeit.) Die Maschinerie geht weiter. Der Bureaukratismus hält die Maschine in Gang. Ob der Zukunftsstaat eine Republik oder Monarchie sein wird, ist pupperlapapp, das Bürgerthum ist republikanisch, wenn es ihm in den Kram paßt. Ich schließe meine Rede mit den Worten: Wir haben keinen Grund, unser Programm und unsere Taktik zu ändern. Wir bleiben, was wir waren. (Lebhafter Beifall.) Nehmen Sie meine Resolution an. (Wiederholter Beifall.)

Erster Redner in der Diskussion ist

Dr. David-Mainz. Er führt aus: Bernstein ist hier nicht anwesend, er ist schon deshalb in einer weniger guten Lage als die hier Anwesenden. Wir haben aber deshalb die doppelte Pflicht, die Diskussion sachlich zu führen und namentlich persönliche Angriffe zu vermeiden. Ich meine, Genosse Bebel hat diese Rücksicht oft mehr als gut war, außer Acht gelassen. (Sehr richtig und Widerspruch). Ich bekenne, daß ich im Wesentlichen den Anschauungen Bernstein's beitrete. Ich habe den Muth, das zu bekennen, trotz der Rede Bebel's. Ich hätte freilich den Muth nicht, wenn alles Das, was Bebel als Bernstein'sche Ansichten wiedergegeben hat, wirklich von Bernstein gesagt worden wäre. Das ist aber glücklicherweise nicht der Fall. Bernstein hat neue Ideen entwickelt, und das macht die Widersprüche in der Beurtheilung Bernstein's erklärlich. Wenn Jemand in einer Bewegung mit neuen Ideen auftritt, sehen die meisten immer nur, wenn er Altes bekämpft und Liebgewordenes nimmt, aber nicht, was er Neues giebt.

Man hat einen großen Widerspruch darin gesehen, daß Bernstein nach Allem, was er sagt, sich noch Sozialist nennt. Am schärfsten hat das Parvus ausgedrückt, indem er seine Artikel Bernstein-Apostata nennt. Schon die Wahl dieses kirchengeschichtlichen Ausdrucks, der einen im Glauben Abtrünnigen bezeichnet, ist charakteristisch und ähnlich, wenn Stern ihm vorwirft, er werfe den Feuerbrand in den Tempel des Sozialismus. Aber Liebknecht hat in einem Artikel geschrieben, wer irgend das Buch Bernstein's gelesen hat, der muß wissen, daß Bernstein alles Wesentliche bestehen läßt. Später freilich hat Liebknecht gesagt, Bernstein's Buch enthalte eine feierliche Absage an den Sozialismus. Drollig war es aber, daß, während Liebknecht sich so zum Standpunkt Stern's durchmauserte, Stern sich inzwischen zurückgemausert hatte und erklärte, Bernstein sei doch ein treuer Genosse. Also Sie sehen Widersprüche und Anschauungswechsel auch bei den Gegnern Bernstein's.

Das Endziel unserer Bewegung ist bestimmt in Bezug auf die Gütererzeugung, da wir die gesellschaftliche Produktion wollen und auch die Gütervertheilung, indem wir die bürgerliche Tauschwirthschaft ändern wollen. Der gemeinsame Grundgedanke, das ökonomische Prinzip des Sozialismus wird von Bernstein unter Uebersetzung des Fremdwortes Sozius als genossenschaftliche Gesellschaftsordnung bezeichnet, ein nicht glücklicher Ausdruck, da wir unter „Genossenschaft" etwas Bestimmtes verstehen und Bernstein auf diese Weise als Nurgenossenschaftler erscheint.

Ich würde das sozialistische Prinzip als das einer Einrichtung definiren, die jede private Aneignung von Mehrwerth ausschließt. Wer sich hierzu bekennt, ist Sozialist. Das thut aber Bernstein und thun Alle in der Partei, die ihm nahestehen. Unmöglich kann aber verlangt werden, daß man etwas positiv Bestimmtes glaube, über die Zeit, wann wir dieses von uns erstrebte Ziel erreichen werden.

Bebel hat gesagt, Bernstein wolle immer langsam voran. Nun, es ist gut, wenn es Leute giebt, die nicht immer glauben, wir wären dem Ziele so nahe, wie Bebel das früher geglaubt hat. Er sagte heute: „Wir stehen noch vor dem Berge", nach seinen früheren Aeußerungen müßten wir längst drüber sein. (Heiterkeit. Ruf: Der Berg ist gewachsen).

Das Programm giebt uns aber einen Fingerzeig, wann wir daran denken können, über den Berg zu kommen, wenn wir nämlich die politische Macht erobert haben. Dem stimmen auch Bebebour, Rosa Luxemburg und Bebel bei.

Es giebt Leute, die meinen, man könne dem Prinzip schon vor Erringung der politischen Macht nahekommen. Warum sollen diese keine Sozialisten sein. Man hat Leute, die schon in der heutigen Gesellschaft durch Genossenschaften die Ideen des Sozialismus verwirklichen und so die politische Macht erkämpfen wollen, als „Nurgenossenschaftler bezeichnet. Ich gehöre nicht zu den Anhängern dieser Ansicht, aber da die materialistische Geschichtsauffassung in der wirthschaftlichen das Frühere sieht, in der politischen Gewalt erst deren Ausdruck, so könnte man selbst diese Auffassung aus unseren Grundanschauungen ableiten.

Es giebt noch eine dritte mögliche Auffassung, diese vertritt Bernstein, er sagt: weder kann man erst blos die politische Macht und dann die wirthschaftliche noch erst die wirthschaftliche und dann die politische erringen, sondern Beides muß Hand in Hand gehen, die politische und die wirthschaftliche Macht müssen zusammen erkämpft werden. In diesem Kampfe für Beides sieht er das, was er die „Bewegung" nennt und deshalb ist es Unrecht, ihm nachzusagen, er lege das alleinige Gewicht auf Abänderungen auf dem Boden der gegenwärtigen Gesellschaft und er wolle den Sozialismus aufgeben.

Wir werden ja nun zu hören bekommen, daß es unmöglich sei, schon auf dem Boden der heutigen Gesellschaft das sozialistische Wirthschaftsprinzip zu fördern, und wir werden alle die Liebenswürdigkeiten zu hören kriegen, die gegen die „Opportunisten", „Dummköpfe" u. s. w. geschleudert zu werden pflegen.

Ich vertrete aber die Ansicht, daß schon heute der Gedanke

der Aufhebung des Privateigenthums Fortschritte macht. Freilich, wir expropriiren nicht, indem wir Anderen etwas wegnehmen, sondern indem wir die Eigenthumsrechte Anderer aushöhlen, sie von innen heraus beschneiden. Die Expropriationen, die Bebel erwähnt zur Zeit der Reformation, kennt Bernstein natürlich auch, aber wenn diese stattfanden, war in der Regel das Eigenthum an den zu expropriirenden Eigenthumsobjekten schon innerhalb erschüttert und Bernstein meint nichts, als daß man das kapitalistische Eigenthum erst von innen unterhöhlen müßte. Andernfalls würde man, sagt Bernstein, durch einen Expropriationsakt blos die leeren Hülsen in die Hand bekommen.

Diese Aushöhlung des unbegrenzten kapitalistischen Eigenthums vollzieht sich mittelst jeder Einschränkung der Arbeitszeit durch gesellschaftliches Machtgebot, mit jener Vorschrift, die dem Kapitalisten gebietet, seine Maschinen nur in gewissen, gesundheitsgemäß eingerichteten Räumen laufen zu lassen und keine Frauen und Kinder daran zu beschäftigen. Unser Programm enthält eine Menge solcher Forderungen, die das sozialistische Wirthschaftsprinzip schon heute in diesem Sinne vertreten wollen. Marx selbst nennt die Zehnstundenbill den Sieg eines Prinzips. (Katzenstein: Aber nicht des sozialistischen!) Welches denn sonst? — Keines anderen als des sozialistischen, und indem Bernstein diesen Satz von Marx als Motto voransetzt, giebt er einen Fingerzeig für das Verständniß seiner Ausführungen, den leider viele seiner Kritiker nicht haben benutzen wollen.

Wir haben ja schon den Widerspruch der antiparlamentaristischen Richtung überwunden, die das Parlament höchstens als Tribune zur Agitation verwenden wollten. Heute tritt die gesammte Partei für Forderungen im Parlamente ein, die auf solche Umänderungen des Eigenthums in der heutigen Gesellschaft hinauslaufen.

Rosa Luxemburg freilich nennt heute noch das Parlament einen Hühnerstall, und wenn sie ins Parlament gewählt werden sollte, würde sie es gewiß ablehnen, dort ihre politischen Eier abzulegen. (Anh. Heiterk.)

Im gewerkschaftlichen Kampfe gehen wir aber noch mehr als im Parlamente darauf aus, die kapitalistischen Eigenthumseinrichtungen mit sozialistischen Gedanken zu durchsetzen. Die Gewerkschaftsbewegung ist der direkteste Ausdruck des Klassenkampfes. In England ist es schon bei größeren Gewerkschaften beinahe Regel geworden, den kollektiven Arbeitsvertrag an Stelle des individuellen zu setzen. Man hat den Tarifverband der Buchdrucker als unsozialistisch angegriffen, aber ohne entscheiden zu wollen, ob er in seinen einzelnen Bestimmungen richtig ist, sehe ich in seinem Grundgedanken allerdings einen Schritt zur Sozialisirung des Eigenthumsbegriffes. (Hört, hört! Unruhe.)

Bebel hat vorgelesen, daß das Ehepaar Webb sehr gering über die Macht der Gewerkschaften dem koalirten Unternehmerthum gegenüber denkt und daß unsere Gewerkschaften viele Abwehrstreiks führen müßten. Was beweist das aber? Das Unternehmerthum zieht ja seine Kraft aus der immer noch überwiegenden Zahl der nichtorganisirten Arbeiter.

Wenn alle Arbeiter in Gewerkschaften und Genossenschaften organisirt wären, sagen die Webbs an einer anderen Stelle, wie ich einem Zeitungsartikel entnehme, würden die Arbeiter die Macht im Staate haben.

Wenn ich glaubte, daß man auf dem Wege der bloßen Gewerkschaftsbewegung Alles erreichen könnte und wenn Bernstein das sagte, so wären Bebel's Einwürfe berechtigt.

Neben die Gewerkschaften treten die Genossenschaften. Ich will auf diese Frage nicht eingehen, aber interessant war es, daß dem letzten Artikel Kautsky's in der „Neuen Zeit" ein Artikel Vandervelde's folgte, bei dessen Lektüre man den Eindruck gewann, daß es doch auch auf dem Boden der heutigen Gesellschaft Formen unseres Kampfes gebe, in denen wir Deutsche nicht gerade an der Spitze marschiren.

Wenn und insoweit Genossenschaften noch einen Mehrwerth aus ihren Angestellten herausschlagen, dann sind sie allerdings Einrichtungen des kapitalistischen Eigenthums, wenn aber das, was den Genossenschaften zu Gute kommt, nur die Ersparnisse bei der Distribution sind, so herrscht ein Gedanke des sozialistischen Eigenthums vor, und wenn man nun unglücklicher Weise auch hier von einer Dividende spricht, wie bei den Aktiengesellschaften, ändert das nichts an der Thatsache, daß es sich nur verschiedene Erscheinungen handelt.

Kautsky findet neuerdings, daß England aufhöre, das typische Land des Kapitalismus zu sein, und er hat gesagt, daß es den englischen Arbeitern sogar gelungen ist, die Unternehmer zu erziehen.

Das Kleine, das man jetzt erkämpft, hat den Vorzug, daß man es in der Gegenwart hat, und es ist nicht zu unterschätzen was es auch für den Kampf und die Kampfesfreudigkeit der Genossen bedeutet, wenn sie Erfolge sehen.

Bebel hat auch die Agrarfrage wieder berührt und bis zu einem gewissen Grade abzuthun gesucht. Er hat dies Interesse offenbar noch von Breslau her, wo er neben mir für das Agrarprogramm eintrat. Bebel hat die landwirthschaftlichen Genossenschaften berührt und sie den industriellen Genossenschaften ziemlich gleichgestellt. Es ist aber ein wesentlicher Unterschied dazwischen. Die landwirthschaftlichen Genossenschaften sind keine Produktivgenossenschaften, denn sie behalten den individuellen Betrieb bei. Es sind vielmehr Produzentengenossenschaften. Sie regeln nicht den spezifischen landwirthschaftlichen Produktionsvorgang, die Hervorbringung neuer lebender Organismen genossenschaftlich, lassen sie vielmehr individualistisch und unterwerfen der genossenschaftlichen Organisirung nur gewisse Thätigkeitszweige, die der Sphäre der weiteren Verarbeitung und Verwerthung des Produkts angehören. Die Spezialisirung, der Grundgedanke des Großkapitals hat in der spezifischen landwirthschaftlichen Produktion ein Hinderniß in dem nothwendigen Zusammenhang der verschiedenen Arten der Erzeugung neuer Organismen, in der Abhängigkeit der Vieherzeugung, in der Pflanzenerzeugung und dieser wieder von jener. Die Konzentration zu Riesenbetrieben, die nur einen Produktionszweig betreiben, wo sie wirklich vorkommt, ist keine intensive Produktion im Sinne der Landwirthschaft, trotz der großen drinsteckenden Kapitalien, sondern ein extensiver Raubbau, der in der Frucht den Boden mitverkauft, und der eine kurze Zeit getrieben werden kann. Das bedeutet keinen Fortschritt in der Wirthschaft.

Bebel hat sich darüber aufgehalten, daß Bernstein gesagt hat, man könne aus Marx Alles beweisen, ich habe aber aus Bebel's Rede den Eindruck gewonnen, daß, wenigstens wie er anführt, er Alles aus Marx beweisen kann. Marx hat bei der Untersuchung des Werthbildungsprozesses auch einen Blick auf die Grundrentenbildung geworfen und fundirt hier, wie schon Andere vor ihm, auf die Thatsache, daß der bebaubare Boden nur beschränkt vorhanden ist. Weshalb ist der Boden so beschränkt? — weil man eben auf gegebener Fläche die Produktion nicht willkürlich steigern, nicht ein Stockwerk übers andere bauen kann. Ich bin überzeugt, wenn Marx sein Lebenswerk hätte selbst vollenden und durcharbeiten können, er würde die Unterschiede der Entwickelung in der Landwirthschaft von der Industrie nicht übersehen haben.

Es wird unter Anderem von Kautsky hervorgehoben, daß die Landwirthschaft an Bedeutung zurückträte, aber die Erzeugung von Lebensmitteln auf landwirthschaftlichem Wege hat ihre Bedeutung nicht eingebüßt, mag auch die darin beschäftigte Arbeiterzahl zurückgehen. An ein Erkämpfen der politischen Macht ist nicht zu denken, ohne die ländliche Bevölkerung zu gewinnen.

Die hie und da vorgekommene Zunahme der Großbetriebe in der Landwirthschaft beruht nicht auf ihrer größeren wirthschaftlichen Tüchtigkeit, sondern auf politischen Gründen. Die rein bäuerlichen und mittleren Betriebe weisen eine erhebliche Zunahme auf, aus der sich wirklich wirthschaftliche Schlüsse ziehen lassen. Wenn unsere Großeigenthümer so vielfach an kleine Leute verpachten, so thuen sie es, wie Bebel richtig sagt, um höhere Rente herauszuwirthschaften. Ganz richtig; aber dann müssen diese Pächter doch die höhere Rente zahlen können. Im industriellen Betrieb verpachtet Keiner in schlechten Zeiten seine Fabrik an kleine Unternehmer, wohl aber in der Landwirthschaft.

Es wird so viel über die elende Lebenshaltung der Bauern geredet, aber es kommt wesentlich darauf an, ob ihre Lebenshaltung sich aufwärts oder zurück bewegt, und da ist nach Meinung aller Fachmänner eine Bewegung zum Besseren zu bemerken.

Ohne die Staatsunterstützung, die wesentlich den Großbetrieben zufließt, wäre die Ueberlegenheit der Mittelbetriebe noch augenfälliger.

Nach dieser Abschweifung auf das Gebiet der Agrarfrage, zu der Genosse Bebel mich genöthigt hatte, kehre ich zu Bernstein zurück. Bernstein sucht den Unterschied seiner und der anderen Auffassung zu charakterisiren durch die Worte: Emanzipation durch Organisation und Emanzipation durch Expropriation auf dem Wege der politischen Gewalt. Bernstein will auch die letztere nicht verwerfen, er schätzt nur die erstere höher. Und das ist wichtig angesichts der Geringschätzung, die z. B. Gen. Luxemburg durch Worte, wie Palliativmittelchen und Flickwerk ausdrückt.

Wir denken nicht daran, die Zukunftsziele aufzugeben. Es wird immer Menschen geben, die sich durch die kleinen Fortschritte der Gegenwart nicht begeistern lassen, die den Blick in eine ganz fehlerlose, schöne Zukunft brauchen, um sich zu begeistern. Für die große Masse der Menschen aber, das zeigt uns jede Wahlagitation, bedarf es vielmehr eines Ausblicks auf greifbare gegenwärtige Fortschritte.

Wenn wir die politische Macht erobern wollen, müssen wir das Bollwerk des Unverstandes der Massen übersteigen, wie es im Liede heißt, und dies erleichtern wir uns durch das Hinarbeiten auf die Umbildung des Eigenthums schon in der Gegenwart. Die zur Gewerkschaftsbewegung unumgängliche Begeisterung wird wahrlich nicht gefördert, wenn man den opferwilligen Genossen sagt, was Ihr wollt, ist alles nur Flickwerk.

Von der Verelendungstheorie hat Bebel gesagt, wir hätten stets nur eine relative Verelendung im Auge gehabt, und hat Bernstein in sehr scharfen Ausdrücken vorgeworfen, er habe Marx nicht verstanden. Aber im kommunistischen Manifest steht klipp und klar:

„Der moderne Arbeiter, statt sich mit dem Fortschritt der Industrie zu heben, sinkt immer tiefer unter die Bedingungen seiner eigenen Klasse herab. Er wird zum Pauper."

(Kautsky: Das ist die Tendenz.)

Genosse Schoenlank hat noch vor zwei Jahren geschrieben, „die lange durch unsere Partei gelaufene und im Erfurter Programm aufbewahrte Ansicht von der Verelendung der Massen ist nicht zu halten."

Singer: Es ist 7 Uhr geworden. Ich frage den Redner, ob er nicht vorzieht, seine Rede heute abzubrechen und sie morgen fortzusetzen.

Genosse Dr. David: Ich bin einverstanden.

Singer theilt mit, daß noch 34 Redner eingezeichnet sind (Heiterkeit) und vertagt die Sitzung auf Mittwoch früh 9 Uhr.

Hannover, den 11. Oktober 1899.

(Vormittagssitzung.)

Singer eröffnet die Sitzung.

Die Debatte über Programm und Taktik wird fortgesetzt.

Dr. David-Mainz setzt seine gestern abgebrochene Rede fort. Er bespricht die Auffassung der Partei von der Elendstheorie. Die allgemeine Auffassung geht dahin, daß nur von einer relativen, nicht von einer absoluten Verelendung die Rede sein kann. Kautsky hat gesagt, daß auch Marx nur von relativer Verelendung spricht. Ganz rein ist diese Auffassung bei Marx nicht vorhanden, weil sein Buch eben nicht zum Abschluß gelangt ist. Aber die allgemeine Auffassung in der Partei ist die relative Verelendungstheorie. Wenn sie das aber ist, so soll man in der Diskussion nicht wieder den Anschein erwecken, als handele es sich um absolute Verelendung, wie das Bebel wieder gestern gethan hat. (Sehr richtig! und Widerspruch.) Was hatte denn die Heranschaffung des großen Elendsmaterials durch Bebel für einen Zweck? Hat denn Bernstein das Elend in der Welt geleugnet? Was soll also die ganze Beweisführung Bebels? Gegen eine solche Art der Beweisführung muß ich Verwahrung einlegen. Diese Art der Stimmungsmacherei ist wirklich nicht schön, ich möchte sie die Methode des groben Unfugs nennen. (Sehr richtig! und Widerspruch.) Das größte Elend ist da, wo die Industrie noch nicht ist. Wo die Industrie entwickelt ist, da hat sich das Niveau der Lebenshaltung gehoben. Nun wird gesagt, die Verelendungstheorie sei die Tendenz, die Lebenshaltung der Arbeiter herabzudrücken. Diese Tendenz ist zuzugeben, sie leugnet auch Bernstein nicht. Aber im Programm steht die Verelendung als Thatsache. Richtig bleibt, daß die Arbeiterschaft heute keinen Grund zur Zufriedenheit hat, daß die Arbeiter nicht an dem Profit der Unternehmer theilnehmen. Richtig ist, daß wir eine Sozialisirung der Gesellschaft herbeiführen müssen. Das kann ohne Verelendungstheorie geschehen, ja vielleicht noch besser ohne Verelendungstheorie. Man macht Bernstein den Vorwurf, daß er zu sehr auf England exemplifizirt. In unserm Programm steht aber, daß die Verhältnisse in allen Ländern dieselben sind. England ist doch nicht bloß der Geldschrank, sondern noch immer die Werkstätte der Welt. Warum soll also Bernstein nicht auf England sich beziehen. Kautsky giebt in seinem Buche zu, daß es in England den Arbeitern gelungen ist, die Unternehmer zu erziehen und daß dort die Formen des Klassenkampfes milder sind. Etwas Anderes hat Bernstein auch nicht behauptet. Deshalb braucht man nicht von Harmonieduselei zu reden, wie Bebel gestern gesagt hat. Ein weiteres Verdienst Bernstein's ist es, die Aufmerksamkeit auf die Trusts und Kartelle gelenkt zu haben. Daß auch in Deutschland die Kämpfe mildere Formen annehmen, das hat Bebel selbst bei Gelegenheit der Berathung des Zentrumsantrages über die Arbeiterkammern zugegeben. Er sagte, der rückständige Unternehmerstandpunkt der Stumm und Stardorff kann in diesem Reichstage keine Mehrheit finden. Das heißt doch nichts Anderes, als daß gewisse Rechte des Arbeiters von den Unternehmern anerkannt werden. Bernstein hat sich nun gegen die Krisen- und Zusammenbruchstheorie von Marx gewendet. Meiner Ansicht nach mit Recht. Aus der Marx'schen Auffassung hat man bei uns auf einen baldigen Zusammenbruch gehofft, der aber nicht eingetreten ist. Auf diesem Brett steht auch die Prophezeiung Bebel's vom allgemeinen Kladderadatsch für das Jahr 1898. (Bebel ruft: Das habe ich nicht gesagt, das ist ein Wort von Engels.) Ich meine, die Zusammenbruchstheorie ist ein Problem, aber keine wissenschaftliche Wahrheit, und man sollte sich hüten, sie als solche in ein so autoritatives Schriftstück aufzunehmen wie das sozialdemokratische Programm. Bebel hat gestern sehr viel Material über die Konzentration des Kapitals beigebracht. Ich kann das nicht nachprüfen. Aber ich will diese Konzentration nicht bestreiten, wie sie auch Bernstein nicht bestritten hat. Bernstein verlangt nur Differenzirungen, er fordert nur, daß nicht Alles über einen Kamm geschoren wird. Im Allgemeinen ist die Aufsaugung des Kleinbetriebes durch den Großbetrieb Thatsache, aber es giebt Ausnahmen und für den praktischen Agitator ist es ganz nützlich, wenn er auf diese Ausnahmen hingewiesen wird. Er wird dann bei der Agitation die individuellen Verhältnisse berücksichtigen. Auf die Landwirthschaft paßt die Konzentrationstheorie gar nicht, hier ist sie unbedingt falsch und man sollte das ruhig eingestehen und eine Aenderung des Programms bewirken. In der Landwirthschaft hebt die Entwickelung mit einem großen Betrieb an, geht, wo es sich um Qualitäts-Bewirthschaftung handelt, zu kleineren Betrieben über, in der Industrie geht es umgekehrt.

Die Bernstein'sche Schrift bricht also nicht mit dem Prinzip der ökonomischen Sozialisirung, sie bezweckt eine höhere Bewerthung der Gegenwartsarbeit. Wir haben diese zwar immer getrieben, aber es ist doch etwas Anderes, sie nur als Flickwerk zu betrachten oder in ihr Bausteine für die zukünftige Entwickelung zu sehen. Die politische, die gewerkschaftliche und die genossenschaftliche Bewegung müssen einander in die Hände arbeiten und eine Dreieinigkeit bilden, von der kein Glied fehlen darf. Das hat man jetzt in England eingesehen, wo man sich der dort lange vernachlässigten politischen Bewegung zuwendet. Bernstein hat uns mehr gegeben, als er uns nimmt. Die höhere Bewerthung der praktischen Arbeit ist ein belebendes Element, das zur Erringung der politischen und wirthschaftlichen Macht helfen wird. (Beifall u. Widerspruch.)

Ein Antrag, die Redezeit der folgenden Redner auf eine halbe Stunde zu beschränken, wird nach längerer Debatte angenommen.

Frau Zietz-Hamburg wendet sich gegen Bernstein. Die ideologischen Momente für die Kulturentwickelung sind von der Sozialdemokratie stets in Rechnung gestellt worden. Die Verelendungstheorie ist immer nur von uns relativ aufgefaßt worden. Bernstein hat den Begriff Proletariat nicht präzisirt. Proletarier ist doch nicht nur Derjenige, der einen zerlumpten Rock und einen halb gefüllten Magen hat, sondern Jeder, der nur auf seiner Hände oder seines Kopfes Arbeit angewiesen ist. Also Jeder, der abhängig ist vom Kapital. Die Abhängigkeit vom Kapital wird aber immer größer, also wächst die Masse der Proletarier (Bebel: Sehr richtig.) An manchen Orten nimmt das Elend sogar noch absolut zu. Ich verstehe deshalb nicht, weshalb David sich so heftig gegen Bebel gewendet hat.

Ich fasse Bernsteins Schrift nicht so auf, als hätte er uns nur zu größerer Gegenwartsarbeit aufrütteln wollen. Er hätte das sonst ohne Schwärmerei für Liberalismus und Kolonialpolitik thun können. Wenn er nur gesagt hätte: Seid nicht nur Sozialisten, seid auch Demokraten, so hätte er keinen Widerspruch gefunden. Ich bin ein Freund des Genossenschaftswesens, aber ein Stück Sozialismus sehe ich in den Genossenschaften nicht. Sie sind höchstens ein Stück auf dem Wege zum Sozialismus wie die Gewerkschaften. Rednerin kommt zu dem Schlusse, daß Bernstein eine neue Taktik empfehle, die aber nicht zu gebrauchen sei. Um die politische Macht erobern zu können, sei eine noch größere Revolutionirung der Köpfe nothwendig. Diese habe mit der Revolution der wirthschaftlichen Verhältnisse nicht gleichen Schritt gehalten.

Dr. Woltmann-Elberfeld: Die gestrige Rede Bebel's hat sich mehr an die Stimmung, als an den Verstand gewandt. (Beifall und Widerspruch). Ich bekenne mich als Anhänger Bernstein's in den wesentlichen Punkten. Ich bin aber der Meinung, daß die Sache sehr stark übertrieben worden ist. Liebknecht nennt die Bernstein'sche Schrift eine Verleugnung des sozialistischen Prinzips. Dagegen muß ich protestiren. Das träfe auch uns, die wir die Schildknappen Bernstein's genannt werden. Bebel hat uns Bernstein-Freunden gestern geschmackloser Weise vorgeworfen, wir hätten das Denken verlernt. Ich möchte den Vorwurf erheben, es giebt in der Partei so dokrinäre Leute, daß ihnen die Fähigkeit abgeht, sich in den Gedankengang eines Anderen zu versetzen, wenn dieser etwas aus dem gewohnten Geleise geht. (Sehr richtig! und Widerspruch). Wenn Bernstein sagt, aus Marx kann man Alles beweisen, so ist das nichts Neues. Das ist aber bei allen großen Denkern der Fall, bei Kant und bei Plato. Marx hat thatsächlich bis 1848 den Standpunkt der absoluten Verelendungstheorie gehabt und diesen ganz deutlich ausgesprochen. Wenn jetzt von relativer Verelendung gesprochen wird, so giebt man Grundsätze von Marx auf.

Bernstein sucht weder die Dialektik noch die materialistische Geschichtsauffassung zu zerstören, beide nur weiterzubilden. Die Angriffe Bebel's gegen den Idealismus Bernstein's schießen über's Ziel. Bernstein hat nie, wie Bebel behauptet, gesagt, daß die Bourgeoisie aus Idealismus die Sklaven befreit und die Arbeitszeit verkürzt habe.

Diese Zusammenbruchstheorie ist thatsächlich bei uns gelehrt worden in derselben übertriebenen Form, von der man jetzt sagt, sie wäre eine verläumderische Behauptung der bürgerlichen Gegner. Kautsky vertritt in seiner Schrift in dem Kapitel über die Krisentheorien selbst die Ansicht von dem rein technischen Zusammenbruche der kapitalistischen Gesellschaft. Den Klassenkampf hat Marx als einen wirthschaftlichen aufgefaßt. Die Gewerkschaften müssen deshalb das Fundament des Klassenkampfes bilden. Marx baut den ganzen politischen Kampf auf dem wirthschaftlichen auf. Wie sollen wir nun die politische Macht erobern? Die meisten von uns sagen durch den Stimmzettel. Wie ist aber das allgemeine Wahlrecht erworben worden? Es ist nicht von uns erobert worden. Wäre es das, so hätte es uns in Sachsen nicht genommen werden können, so hätten wir es auch in Preußen längst. Meine Ueberzeugung ist die: Wenn ein Satz wahr und richtig ist, dann ist es die Ansicht von Marx, daß die politische und zivilrechtliche Gesetzgebung das Wollen der ökonomischen Verhältnisse ist. Die Arbeiter müssen ihre naturgegebene Produktionskraft und Konsumtionskraft konzentriren und koaliren, als Grundlage des politischen Kampfes; das Politische ist sekundär, eine Folge der ökonomischen Macht. Gewerkschaften und Genossenschaften sind die der Arbeiterklasse zur Verfügung stehenden Machtmittel, durch die sie ihre politische und geistige Befreiung herbeiführt. Die Gewerkschaftsbewegung hat sich ihre Anerkennung in der Partei erringen müssen. So wird es auch mit der Genossenschaftsbewegung gehen. Sie haben sich schon Toleranz und Sympathie erworben, es wird aber dazu kommen müssen, wie in den Gewerkschaften, so auch in den Arbeiter-Konsumgenossenschaften eine fundamentale Waffe des Klassenkampfes anzuerkennen!

Fendrich-Karlsruhe. Ich beginne mit dem Bedauern, daß durch die sachkundige Rede Bebel's, deren Länge einem österreichischen Obstruktionspolitiker Ehre gemacht hätte, Ausführungen wie die letzten verkürzt werden mußten. Bebel hat mich gestern als „Rauhbein" angegriffen. Ich habe die Mahnung an den Parteitag gerichtet, die Würde zu wahren und hatte dazu vollen Grund. Hauptanlaß dazu gab die Pieschener Rede des Genossen Liebknecht, in welcher dieser Bernstein stark persönlich beleidigt hat. Diese Pieschener Rede ließ uns fürchten, daß mit Bernstein arg umgesprungen werden würde. (Sehr richtig.) Deshalb die Mahnung. Wenn die Alten nicht mehr die Alten vertheidigen, müssen die Jungen die Alten gegen die Alten vertheidigen. (Bravo.) Bebel hat mich ein Rauhbein genannt, ich gehöre noch zu den zahmeren Genossen in Baden. (Heiterkeit.) Bebel hat die Genossin Luxemburg gegen mich vertheidigt. Genossin Luxemburg hat diese Vertheidigung nicht nöthig, sie hat selbst Nägel und Zähne, um sich zu vertheidigen. Liebknecht hat Bernstein Unwissenschaftlichkeit vorgeworfen, er war am allerwenigsten dazu berufen, seine letzte Broschüre beweist das wieder, wo er nicht marxistische, sondern fatalistische Ueberzeugungen äußert. Bebel hat Bernstein's wissenschaftliche Deduktionen auch angegriffen. Er mit seiner verunglückten Kladderadatsch-Prophezeiung sollte doch die Finger davon lassen. (Heiterkeit.) Bebel hat mich angegriffen, weil ich die Haltung Bassermann's bei der Zuchthausvorlage gelobt habe. Warum sollen wir das nicht anerkennen, was bei Anderen Gutes ist. Wir in unserer Ueberlegenheit können uns das wohl erlauben. Die Bernhardiner verkehren sehr freundlich mit kleinen Möpsen und Dachsen. Wir sind die Bernhardiner. (Heiterkeit.) Bernstein hat Marx angegriffen. Das ist sein Verbrechen. Marx wird bei uns so verehrt, wie der Papst von den Katholiken, und doch meine ich: Wenn heute Alles, was Marx geschrieben, zusammenfiele, wir würden eben so gute Sozialdemokraten sein, wie wir waren. Bebel hat gestern die Religion in seine Rede gezogen. Religion ist doch nach unserem Programm Privatsache, und ich lehne es ab, daß mich der Genosse Bebel mitgemeint hat, wenn er sagte, das Bürgerthum ist atheistisch wie nur einer von uns. (Oh, oh! Bebel: Sie habe ich nicht gemeint. Heiterkeit.)

Bernstein hätte nicht so viel Vertheidigung gefunden, wenn er nicht von anderen Genossen so scharf angegriffen worden wäre. Seine Bemerkung, die Bewegung ist mir Alles, das Endziel Nichts

ist in unerhörter Weise ausgenutzt worden. Bernstein hat das Verdienst, bittere Wahrheiten gesagt zu haben und dafür müssen wir dankbar sein. Bebel sagte: Bernstein's Motto sei: „Nur hübsch langsam voran." Er bekam dabei starken Beifall und doch ist das eine Verzerrung der Bernstein'schen Absichten. Er mahnt uns zur Geduld, weil wir ja auf dem Boden der materialistischen Geschichtsauffassung stehen, die uns sagt, daß das Wollen nicht ausreicht, wenn die Reife der Verhältnisse fehlt. Es giebt in der Partei Skeptiker und Gläubige, solche, die einen kühlen Kopf haben, und solche, die ein heißes Herz haben. Es ist ein Prinzip des Sozialismus die Kollektivarbeit, und es ist nöthig für die Partei, daß der Kritiker und der Prophet einander vertragen und zusammenarbeiten. Es wäre nöthiger, daß unsere Heißgläubigen sich etwas von der Nüchternheit der Bernsteinianer ausborgten, als das Umgekehrte.

Ob wir Sozialdemokrat sind, das entscheidet das Parteiprogramm und wir selbst. Ob Bernstein hier abgesägt wird oder nicht, ist ganz egal. Es hat viele Denker gegeben, die erst todt geschlagen worden sind und deren Ideen sich gerade dann als bahnbrechend erwiesen haben. So wird es auch bei Ed. Bernstein gehen. (Beifall)

Liebknecht: Ich muß mich gegen den Vorwurf vertheidigen, die Person Bernstein's verunglimpft zu haben. Die Rede in Pieschen ist nur im Auszuge veröffentlicht worden. Ich habe dort mit keinem Worte Bernstein beleidigt. Seine Verdienste als Redakteur habe ich anerkannt und nur gesagt, der „Sozialdemokrat" ist damals von der ganzen kämpfenden Partei geschrieben worden. Was nun die Frage des Programms und der Taktik anlangt, so bin ich mit Bebel überall einverstanden, wo er sich gegen Bernstein erklärt hat, in einem Punkte, wo er für Bernstein eingetreten ist, bin ich anderer Meinung. Ich habe Bernstein nie für eine starke revolutionäre Natur, auch nie für seine wissenschaftliche Autorität gehalten. Als er mir sagte, der Sozialismus ist eine Konsequenz des Liberalismus, erwiderte ich ihm sofort, daß eine Kluft zwischen ihm und mir in diesem Punkte der Anschauung herrsche. Die Lehre Karl Marx' hat sich vollständig bewährt. Der Kapitalismus muß in sich selbst zu Grunde gehen. Nur wer in England lebt, kann das leugnen. Dort giebt man den Arbeitern Freiheiten, dort verfolgt man sie nicht, wie man das blödsinniger Weise in Deutschland thut. Daß in England die Verhältnisse friedlich sich gestaltet haben, liegt in der Natur der Verhältnisse. Wenn der Vorredner aber meinte, Marx habe den Klassenkampf nur gewerkschaftlich aufgefaßt, so irrt er sehr. Dem widerspricht deutlich das ganze kommunistische Manifest. Bernstein hat die materialistische Geschichtsauffassung von Marx anzugreifen versucht, aber alle diese Versuche sind mißglückt. Gerade die Entwickelung in Deutschland giebt Marx vollständig Recht. Ich komme nun auf das Gebiet der Praxis, wo ich mit Bebel nicht völlig übereinstimme. Es handelt sich um die Stellung unserer Partei zu anderen Parteien. Auch durch den Stuttgarter Beschluß über die Landtagswahlen sind die alten Beschlüsse von Köln und Hamburg nicht aufgehoben, die jedes Kompromiß mit bürgerlichen Parteien verbieten. Ich mißbillige deshalb das Verhalten unserer badischen Genossen bei den letzten bayerischen Landtagswahlen. Ich verurtheile ein Kompromiß mit unseren Gegnern, auch wenn ein Aufgeben von Prinzipien nicht damit verknüpft ist. Wir verlassen doch damit unsern ureigensten Boden, den Boden des Klassenkampfes. Es liegt darin eine gewisse Demoralisation. Unsere Gegner achten und fürchten uns nicht mehr, wenn sie merken, daß wir nicht mehr den Glauben an unsere eigene Stärke haben. Es ist hier nicht Glauben im religiösen Sinne gemeint, sondern Glauben im Sinne unumstößlicher Ueberzeugung. Ludwig Bamberger, der kluge Politiker, sagte einmal zu mir: Sie haben wenigstens noch den Glauben, der fehlt uns. Er hat damit die Richtigkeit meiner Ueberzeugung anerkannt. Was uns kämpfende Genossen am meisten empört hat, ist, daß Bernstein uns vorwirft, wir seien eigentlich schuld an der Ohnmacht des Bürgerthums in Deutschland. Das ist die Meinung Eugen Richter's, aber das Gegentheil ist wahr. Das Bürgerthum hat sich vor dem rothen Schrecken verkrochen und die Freiheiten, die es 1848 den Junkern abgetrotzt hat, wieder preisgegeben.

Bernstein hat uns nichts gegeben. Was er angeblich Neues sagt, ist schon Alles in der „Frankfurter Zeitung", von Schriftstellern wie Oppenheimer und halb sozialdemokratischen Schriftstellern gesagt worden. Noch ein paar Worte über den bayerischen Kuhhandel. Vor mir liegt ein Flugblatt mit Angriffen gegen die Nationalliberalen und mit Wahlzetteln für Zentrumskandidaten. Welche Verwirrung muß das bei der nächsten Wahl anrichten, wenn sich unsere Partei gegen das Zentrum wendet. Die Wähler werden sagen: Ihr habt doch das letzte Mal uns selbst zur Wahl der Zentrumsleute aufgefordert. Wir wollen deshalb einen Passus in die Resolution Bebel bringen, der solche Wahlbündnisse unmöglich macht. Für den 3. Absatz der Resolution Bebel können wir nicht stimmen. Wir finden darin eine Verwischung des Klassenkampfes, ein Treten auf das Brett, das uns Bernstein hingelegt hat. Sollten wir aber in der Minderheit bleiben, so werden wir, um die Einheit der Partei nach außen zu dokumentiren, doch für die ganze Resolution Bebel stimmen.

Noch ein Wort über die Bedenken Bernstein's über unsere Fähigkeit, die Herrschaft in die Hand zu nehmen. Sollen unsere Arbeiter etwa weniger dazu fähig sein als die Leute, die wir jetzt im Harmlosen-Prozeß auf der Anklagebank sehen. Nein, das Ausüben der Herrschaft soll unsere geringste Sorge sein, haben wir nur erst die politische Macht in Händen. Um sie zu erobern, bleiben wir bei unserer alten Taktik, der wir schon so viele Siege zu verdanken haben. Wir halten fest an unserm Programm, das uns stets jung erhalten hat. Wir halten fest an unserer Taktik. Sie aufgeben, hieße wirklich das Endziel verrücken. (Lebhafter Beifall.)

Hierauf tritt die Mittagspause ein.

Politische Nachrichten.

Deutschland.

Die Reichsschulden-Kommission trat Mittwoch zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen. Es handelt sich wahrscheinlich um eine Revision der Bestände des Juliusthurmes in Spandau.

Die Kommission für Arbeiterstatistik wird im November wieder tagen. Auf der Tagesordnung steht die Feststellung des Berichts über die im Frühjahr stattgehabten Vernehmungen von Personen im Schankgewerbe u. s. w.

Eine kolossale Entdeckung. Die Krupp'schen „Berl. Neuest. Nachr." schreiben in einem Artikel über das Koalitionsrecht betreffs der Zuchthausvorlage: „Die Vorlage ist, was immer die Sozialdemokratie dazu sagen mag, hervorragend arbeiterfreundlich." — Großartig! Vielleicht weist das Industriefeudalenblatt einmal nach, inwiefern die Zuchthausvorlage arbeiterfreundlich ist. Wir sind auf diesen Nachweis sehr gespannt.

Scharfmacher-Versammlung. Der Arbeitgeberbund für das Baugewerbe hielt Dienstag in Karlsruhe hielt seine erste Generalversammlung ab. Der Bund wurde am 15. März d. Js. in Berlin konstituirt. Von zur Zeit bestehenden 47 Lokalverbänden gehören dem Bund bisher 41 Verbände an. Der Vorsitzende, Baumeister Felisch-Berlin, führte aus, daß der Bund mindestens 4/5 der Arbeitgeber umfassen müsse. Erst wenn der Bund zu einer Macht gemacht geworden, stark genug, um eine Kraftprobe ausführen zu können, in großen Bezirken oder in ganz Deutschland Arbeiter auszusperren und auf gegnerischer Seite die Meinung Platz gegriffen habe, daß diese Kraftprobe auch ausgeführt wird, dann werde wieder Ruhe einkehren. Bei Besprechung der diesjährigen Arbeitseinstellungen wurde anerkannt, daß es die Aufgabe des Bundes sein müsse, die berechtigten Lohnforderungen zu erfüllen und gute Zustände auf den Baustellen zu schaffen. Bezüglich des Gesetzentwurfes zum Schutze der Arbeitswilligen wurde beschlossen, die verbündeten Regierungen und den Reichstag zu ersuchen, gesetzliche Bestimmungen vorzubereiten und ihnen zuzustimmen, welche unter der vollen Wahrung der den Arbeitern gegebenen Koalitionsfreiheit Auswüchse derselben beseitigen, und sowohl den Arbeitswilligen als auch den Arbeitgebern den nöthigen Schutz gewähren. Für Agitationszwecke wurden 20000 Mk. bewilligt und der Entsendung von Wanderrednern zugestimmt.

Der Harmlosen-Prozeß, in dem nun schon sieben volle Tage verhandelt worden ist, steht noch so ziemlich auf demselben Fleck, und auch die Zeugenvernehmungen am Dienstag haben kein wesentlich neues Licht über das Treiben im Klub der Harmlosen geworfen. Die von den Angeklagten gemachten Angaben werden immer wieder von den zahllosen vernommenen Zeugen bestätigt, und diese Wahrheitsliebe wird nicht verfehlen, ihnen die Sympathie der Richter zuzuführen. Charakteristisch waren von den Zeugen des Dienstags zwei junge Offiziere, von denen der eine den Namen Derer v. Puttkamer trug. Die jungen Herren haben bei den Harmlosen jeder ca. 10 000 Mark verloren, aber als besonders hoch konnten sie diese Verluste, die von ihren Eltern regulirt wurden, nicht bezeichnen. Wenn die Herren Söhne in der Stadt derartige Ansichten und Ausgaben haben, dann ist es schließlich kein Wunder, wenn die Väter auf dem Lande unter die schreienden Agrarier gehen und über die Noth der Landwirthschaft lamentieren. Interessant wird es gewiß für manchen sein, daß auch der v. Puttkamer in die Lage gekommen ist, den Oberkellner anzupumpen. Frau Frida Vogt, die Geliebte v. Kaysers, die ebenfalls vernommen wurde, machte im Vergleich zu der kürzlich vor den Schranken erschienenen Lona des Herrn v. Kröcher einen recht soliden und anständigen Eindruck. Sie ist die geschiedene Frau eines Hauptmanns, ist noch heute im Besitz eines Vermögens von 10 000 Mark, und Herrn v. Kayser hat das Verhältniß mit ihr, das wohl auf gegenseitiger Neigung beruhte, nicht übermäßig viel gekostet. Allerdings vom Standpunkt der mit „blauen Lappen" um sich werfenden Harmlosen; denn die gemeinschaftlich geführte Wirthschaft hat dem jungen Herrn, der nur eine regelmäßige Monatseinnahme von wenig über 100 Mk. hatte, monatlich 400—500 Mk. gekostet. Das alles sind doch unvergleichliche Sittenbilder aus den Kreisen der Edelsten und Besten der Nation! Eine sehr merkwürdige Seite des Prozesses ist, daß sich die Zeugen immer und immer wieder über die Abfassung der Voruntersuchung-Protokolle beschweren. Dienstag wieder die vernommenen Offiziere, unter ihnen v. Puttkamer und v. Gersdorff. Sie alle konstatieren, daß die Protokolle schärfer ausgefallen sind, als es die Zeugen eigentlich wünschten, und daß sie oft einen förmlichen Kampf mit dem Untersuchungsrichter und Herrn v. Manteuffel führen mußten, um scharfe und belastende Wendungen aus dem Protokoll fern zu halten. Wenn das bei diesen adeligen Zeugen geschehen, denen gegenüber gewiß große Rücksicht und Vorsicht geübt worden ist, so kann man sich denken, in welcher Weise oft Voruntersuchungsprotokolle entstehen, wenn es sich um Vernehmungen von Angehörigen weniger rücksichtsvoll behandelter Gesellschaftsklassen handelt. Aus Anlaß dieser ganz übereinstimmenden Klagen der Zeugen im Harmlosen-Prozeß ist es doch vielleicht an der Zeit, daß sich sowohl die Oeffentlichkeit, als auch die zur Abhilfe berufenen Instanzen mit der eigenthümlichen Art beschäftigen, in der scheinbar diese zu beschwörenden Voruntersuchungs-Protokolle jetzt zu stande kommen. Wenn ein paar Dutzend Zeugen solche Klagen vorbringen, so muß dies doch eine Ursache haben, — die zu ermitteln gewiß nicht ohne Interesse für die Rechtssicherheit wäre.

Frankreich.

Folge des Streiks von Creusot. Ministerpräsident Waldeck-Rousseau legte dem Ministerrathe einen Gesetzentwurf vor, wonach den Arbeitersyndikaten die Rechte einer juristischen Person zuerkannt werden und ihnen die freie Ausübung der sich aus dem Gesetze von 1884 über das Syndikat ergebenden Rechte zugesichert wird.

Pariser Allerlei. Im Ministerrath im Elysee wurde Mittwoch vom Kriegsminister ein Dekret zur Unterzeichnung vorgelegt, daß die Verabschiedung des Unterleutnants Bernardy in Montelimar, der sich an der jüngsten Kundgebung gegen Loubet hervorragend betheiligte, verfügt. — General Keßler wurde zum Mitglied des obersten Kriegsraths ernannt, unter Beibehaltung des Oberbefehls über das 6. Armee-Korps. — Der Unterrichtsminister Leygues theilte mit, er habe Nachrichten von der Expedition Foureau-Lamy erhalten, dahingehend, daß alle Theilnehmer gesund sind.

Transvaal.

Zur südafrikanischen Krisis. Wie aus London berichtet wird, wurde dort das Ultimatum Transvaals mit der größten Ruhe aufgenommen. Die Regierung hat sich dem „Central News" zufolge dahin entschieden, das Ultimatum nicht anders zu beantworten als mit Zurückziehung des britischen Agenten Greene aus Pretoria. Der Ausbruch der Feindseligkeiten war also für Mittwoch Abend um 5 Uhr zu erwarten. — Die „Times" erfahren, die Antwort Großbritanniens auf das Ultimatum werde lediglich kurz das Bedauern ausdrücken, daß Präsident Krüger einen so ernsten Schritt gethan habe, und ferner besagen, die britische Regierung habe zur Zeit dem Präsidenten Krüger nichts weiter mitzutheilen.

Eine Proklamation wurde seitens der Regierung von Transvaal erlassen, wonach alle gegenwärtig außerhalb des Landes sich aufhaltenden Burghers sich unverzüglich zum Militärdienst zu stellen haben; sonst würden sie mit Geldstrafe von 100 bis 500 Pfund oder mit Gefängniß von einem bis zu fünf Jahren und mit Einziehung ihres Vermögens belegt werden.

Wie die „Agence Havas" aus Pretoria meldet, sind nahezu alle dort ansässigen Angehörigen fremder Nationalitäten zur Front abgerückt, um für die Unabhängigkeit Transvaals zu kämpfen. Gegen hundert britische Unterthanen schworen der Republik Treue. In Transvaal und in dem Oranje Freistaat herrscht die größte Begeisterung in Folge der festen Haltung der Regierung. Aus allen Lagern treffen Telegramme ein, die siegesfreudige Zuversicht ausdrücken.

Lübeck und Nachbargebiete.

Donnerstag, den 12. Oktober.

Bäckerschutz. Im heutigen „Gen.-Anz." wendet sich „ein ehemaliger alter Bäckermeister" gegen die Durchführung der Kontrolle der Bäckereiverordnung. Er fordert, daß die Revisionen nicht mehr von Polizeibeamten vorgenommen werden sollen, „dieweil sie davon nichts verstehen", sondern von einer Innungsmeister-Kommission. — Gut gebrüllt, Löwe! Nur hieße das, vom Regen in die Traufe kommen, oder noch besser: den Bock zum Gärtner machen. Die geeignetsten Personen zur Kontrolle sind jedenfalls unabhängige, dem Arbeiterstande entnommene Inspektoren. Nur diesen wird es gelingen, in die Backstubengeheimnisse einzudringen, etwaige Schweinereien aufzudecken und für strikte Durchführung der Bäckereiverordnung zu sorgen.

Lübeck wurde auch im „Prozeß der Harmlosen" erwähnt. Dienstag Nachmittag wurde die Geliebte des Angeklagten v. Kayser, Frieda Vogt, vernommen, welche nach dem Berichte der Berliner Blätter folgende Angaben machte: Sie sei mit einem Hauptmann verheirathet gewesen. Die Ehe sei geschieden. Als sie in Frankfurt a. O. als Schauspielerin thätig gewesen sei, habe sie Herrn v. Kayser kennen gelernt und sei zu ihm in nähere Beziehungen getreten. Dann habe sie eine kurze Zeitlang beim Residenz-Theater in Berlin Stellung inne gehabt. Ein intimes Verhältniß sei sie erst im Sommer 1896 mit v. Kayser eingegangen. Sie habe damals ein Kapital von 15 000 Mk. besessen. Da die Zinsen nicht ausreichten, habe sie das Kapital angreifen müssen, sodaß sie gegenwärtig noch etwa 10 000 Mk. besitzt. Herr v. Kayser habe keine großen Aufwendungen für sie gemacht, nur vorübergehend die Miethe bezahlt. Sie habe auch in Ems Stellung gehabt, von dort habe v. Kayser sie abgeholt. Ebenso habe derselbe sie von Baden-Baden abgeholt, wo sie sich mit ihrer Schwester befand. Hier habe Herr v. Kayser ihre Rechnung beglichen. Dann sei sie etwa ein halbes Jahr in Lübeck als Schauspielerin thätig gewesen. — Präs.: Herr v. Kayser soll Sie dort häufig besucht haben? — Zeugin: Etwa alle drei Wochen. — Präs.: Sie sollen damals sehr reiche Toiletten getragen haben? — Zeugin: Nein, wenigstens nicht auffallende. — Präs.: Es wird behauptet, daß Herr v. Kayser Ihnen damals einen regelmäßigen Zuschuß von monatlich 150 bis 200 Mk. gegeben habe. — Zeugin: Der Zuschuß war kein regelmäßiger. — Wenn wir nicht irren, ist Frau Frieda Vogt dieselbe Dame, welche vor wenigen Jahren am hiesigen Stadttheater als „Fräulein Ferida" ziemlich erfolgreich auftrat. Wir hatten Gelegenheit, sie in Sudermann's „Glück im Winkel", in dem englischen Sensationsstück „Trilby", sowie in dem Ballet „Phantasien im Bremer Rathskeller" zu sehen. Die Dame machte einen honetten Eindruck, kleidete sich durchaus nicht übertrieben elegant, wenn auch immerhin „chic."

Die Kollision zwischen dem Segler „Clara Josefina" und dem städtischen Bagger — es war nicht der „Cyklop", wie Montag von uns irrthümlich gemeldet wurde — bei Dänischburg hat das Polizeiamt veranlaßt, neue Schutzmaßregeln für den Verkehr auf der Trave anzuordnen. Dieselben besagen: An der Betriebsstelle des Baggers dürfen keine Fahrzeuge an einander vorbeifahren, bezw. sich begegnen. Stromaufwärts fahrende Schiffe, welche sich dieser Strecke nähern, haben, sobald ein abwärts fahrendes Schiff in Sicht kommt, in genügendem Abstande von dieser Strecke so lange zu stoppen, bis das abwärts fahrende Schiff die Strecke passirt hat. Begegnet ein Dampfer einem Schleppzuge, so hat der Dampfer in jedem Falle dem Schleppzuge die Vorfahrt zu lassen und darf nicht eher in die betreffende Revierstrecke einfahren, als bis der Schleppzug dieselbe passirt hat. Begegnen sich auf dieser Strecke zwei Schleppzüge, von denen der eine ein Schleppzug der Baudeputation ist, so ist diesem stets die Vorfahrt zu lassen. Zuwiderhandlungen werden mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft bis zu 6 Wochen bestraft.

Sich selbst gestellt hat sich einer der Knaben, die dieser Tage, wie gemeldet, aus dem Rettungshause in

Gehlsdorf entwichen waren. Hunger und Durst veranlaßten den Knaben, seine in unserer Stadt dienende Schwester aufzusuchen, die dann die Ueberbringung ihres Bruders in die Gehlsdorfer Anstalt veranlaßte.

pb. **Eigenthumsvergehen.** Von einem unverschlossenen Hausflur wurde ein Unterrock und eine dunkelblaue seidene Taille entwendet. — Montag Abend wurde am Postschalter einem Kaufmann eine Uhr gestohlen.

pb. **Verloren und wiedergefunden.** Beim Verlassen einer hiesigen Bank hatte eine Wittwe ein Portemonnaie mit 600 Mark Inhalt verloren. Kurz darauf meldete sich bereits der Finder, eine Dame, und lieferte das Portemonnaie unversehrt auf dem Polizeibureau ab, wo es die Verliererin bereits in Empfang nehmen konnte.

pb. **Dummer Jungenstreich.** Ein Schulknabe wurde wegen Körperverletzung zur Anzeige gebracht, weil er einem anderen Knaben mit einem zugespitzten Stück Holz derartig die Backe verletzt hat, daß dieselbe zugenäht werden mußte.

* **Stadttheater.** Aus dem Theaterbureau schreibt man uns: Morgen, Freitag gelangt „Der Freischütz", die herrliche Oper des deutschesten aller Komponisten: Carl Maria von Weber, zur Aufführung. Das sorgfältig einstudirte Werk wird in folgender Besetzung gegeben: Ottokar — Herr Bellmann; Kuno — Herr Röhren; Agathe — Frl. Röber; Aennchen — Frl. Marion; Kaspar — Herr Leßler; Max — Herr Hacker; Eremit — Herr Zottmayr; Kilian — Herr Runsky.

+ **Stockelsdorf.** Eine Parteisitzung findet Freitag Abend 8½ Uhr im Lokale des Herrn Paetau, Fackenburg, statt. Niemand darf fehlen.

* **Ritzerau.** Die Wiederwahl des Halbhufners Fr. H. Chr. Wolters zum Vorsitzenden des Gemeindevorstandes ist durch das Stadt- und Landamt bestätigt worden.

Rahlstedt. Ein Liebesdrama hat sich nach dem „H. F." in einem Gasthause der Ahrensburger Chaussee abgespielt. Vor etwa einer Woche miethete sich bei einem Gastwirth daselbst ein junges Paar, angeblich Geschwister, ein. Als Dienstag Nachmittag das Hausmädchen lautes Rufen und Stöhnen aus dem betreffenden Zimmer dringen hörte, benachrichtigte es sofort den Wirth, der die von innen verschlossene Thür gewaltsam aufbrechen ließ. Den Eintretenden bot sich ein entsetzlicher Anblick dar. Im Bett lag der etwa 19jährige junge Mann, der der jungen Dame, die etwa 20 Jahre zählen mag, mit einem dolchartigen Messer einen Stich in die Herzgegend versetzt und dann sich selbst erheblich durch einen Stich in die linke Brustseite verwundet hatte. Die beiden Verletzten wurden in's Wandsbeker Krankenhaus gebracht. Es handelt sich um Künstler, bezw. Angehörige der Bühne, die jedoch engagementslos sind. Der Vater der Dame, angeblich ein Rittmeister, hatte dem Wunsche der Beiden, sich zu heirathen, seine Einwilligung verweigert, und deshalb hatten sie diesen unglückseligen Entschluß gefaßt.

Lübecker Stadttheater.

Die weiße Dame, komische Oper von Boieldieu. Keine der Opern Boieldieus, weder sein „Johann von Paris" noch sein „Kalif von Bagdad" erfreut sich so sehr der Popularität, wie „Die weiße Dame." Nahezu 74 Jahre sind seit der ersten Aufführung in Paris verflossen, aber immer noch wirkt die Oper anziehend und erfrischend. Sicherlich ist ein gut Theil dieser Popularität auf das Konto der guten Rollen zu setzen, welche die Oper enthält und die von den Sängern gern zu Gehör gebracht werden. Andererseits haben aber auch einzelne der Arien gerade dieser Oper eine wahre Volksthümlichkeit erlangt und frischen so das Gedächtniß immer wieder auf. Im Laufe der letzten Jahre wurde „Die weiße Dame" mehrfach hier gegeben und zwar immer, wenn Cronberger aus Braunschweig gastirte. Er singt mit Vorliebe den George Brown und zählt ihn nicht mit Unrecht zu seinen besten Parthien. Dienstag Abend, als die Oper abermals gegeben wurde, sang Herr Ludwig diese Rolle. Das Urtheil über ihn läßt sich kurz fassen: „Schade um den hübschen Kerl", so meinte eine Dame in der Nähe von uns nach dem 2. Akte. Und sie hatte Recht. Herr Ludwig, eine imposante, für den George Brown geradezu prädestinirte Persönlichkeit, war gesanglich und darstellerisch völlig unzulänglich. Schon die Arie, mit welcher er sich einführte, „Ha, welche Lust Soldat zu sein!" verpuffte wirkungslos, ganz zu geschweigen von der Arie „Komm, o holde Dame." Die Töne kamen gequält und gepreßt aus der Kehle des Sängers und entbehrten des Glanzes. Zudem war die Stimme so schwach, daß sie im Orchester sich verflüchtigte und sogar von den Damen übertönt wurde. Den schurkischen Schleicher Gaveston gab Herr Zottmayr. Je öfter wir diesen Sänger hören, um so sympathischer wird er uns. Sein Gaveston hat uns sehr gefallen. Die „holde Dame" Anna sang Frl. Neumann mit großem Geschick und gutem Gelingen. Der eingelegten Arie aus dem „Zweikampf" von Herold konnten wir keinen Geschmack abgewinnen. Frau Breithaupt bewährte ihr reifes Talent an der Rolle der alten Margarethe. Der Pächter Dickson lag bei Herrn Runsky in guten Händen, wie auch Frl. Bertini sich mit der Jenny bestens abfand. Ihr Spiel war drollig und ungezwungen, auch ihr Gesang ließ wenig zu wünschen übrig. Das ziemlich gut besetzte Theater nahm die Oper recht beifällig auf.

Gestern Abend führte uns die Direktion eine Novität, „Das fünfte Rad", Lustspiel in 3 Aufzügen von Hugo Lubliner vor. Es gab eine Zeit, wo Lubliner häufiger Gast auf den Bühnen war als jetzt. Seine Lustspiele, die zwar flüchtig gearbeitet waren, wurden vom Publikum gern gesehen. Diese Zeiten sind vorüber. Auch sein neuestes Werk ist nicht danach angethan, ihm neuen Ruhm einzubringen. Es ist herzlich unbedeutend, um nicht gerade zu sagen langweilig. Selbst Blumenthal mit seinen trivialen Schwänken mundet besser. Das „fünfte Rad" Lubliners ist der Fabrikant Geering, der bei seinen Bekannten in dem für einen Ehemann wenig rühmlichen Rufe steht, ein großer Pantoffelheld zu sein. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Geering ist ein stiller, ruhiger Mann, der aber auch zu gegebener Zeit zu handeln weiß. Der Charakter Geerings ist von Lubliner gut gezeichnet. Das Werk wurde mit außerordentlichem Verständniß und Fleiß interpretirt und in Szene gesetzt. Herr Bretschneider brachte den „selfmade man" Geering zu wirkungsvollem Ausdruck. Es war die reifste und beste Leistung, die wir je von ihm gesehen haben. Geerings Frau Wilhelmine wurde von Frau Kerkies angemessen dargestellt. Frl. Salden verkörperte die Tochter Geerings, Charlotte. Ihre Sprache läßt noch viel zu wünschen übrig, wie auch das Spiel noch steif und eckig ist. Den Maler Fichtner, der später Geerings Schwiegersohn wird, gab Herr Jakoby. Er schuf eine mit feinen Zügen abgerundete humorvolle Gestalt. Der liebenswürdige Schwerenöther Eckersberg wurde von Herrn Jönsson mit packendem Realismus zum Ausdruck gebracht. Leider gewöhnt sich der talentvolle Künstler in letzter Zeit etwas an, was uns gar nicht gefällt: er spricht zu leise, sodaß man ihn häufig kaum versteht. Es wird sicherlich keiner großen Anstrengung bedürfen, um diesem Uebelstand abzuhelfen. Fräulein Werna bewährte ihr nicht unbeträchtliches Darstellungstalent in der Rolle der Frau Pohlmann, dem Vis-à-vis Geerings. Endlich sind noch zwei episodische Figuren zu erwähnen: der Fabrikant Pohlmann und der Referendar Falke. Beide wurden von den Herren Ziegel und Rohde in angemessenster Weise dargestellt.

-o-

Für den Inhalt der Inserate übernimmt die Redaktion dem Publikum gegenüber durchaus keine Verantwortung.

☞ Wir ersuchen unsere Leser, diejenigen Geschäfte, welche im Lübecker Volksboten inseriren, zu berücksichtigen und bei event. Einkäufen sich auf unser Blatt zu berufen.

Sämmtlichen Collegen und Colleginnen des Fabrik-, Land- und Hülfsarbeiter-Verbandes ein **lebet wohl! Auf Wiedersehen!**
Wilhelm M., Reiferstraße 24.

Gutes heizb. Logis Kranefstr. 8, Holstenthor.

Vom Montag ab Logis zu vermiethen sowie **Mittagstisch.**
Tannenhof, Louisenstraße 18 b.

Ein noch fast neues schwarzes Damen-Winter-Jackett und ein Herbst-Ueberzieher (braun) billig zu verkaufen
Pelzerstraße 26, 1. Et.

Eine fast neue Handnähmaschine zu verkaufen. Preis 20 Mk.
Margarethenstraße 23 a.

Frau Lotzow, Hebamme,
Meierstraße 43.

Wir empfehlen:
Prima franz. Eierkartoffeln
beste Magnum bonum
zu billigsten Preisen frei Haus.
Spethmann & Fischer
Beckergrube 59.

Neue Ia. Berger Flohmheringe
Neue Magdeb. Salzgurken
Essig, Essigsprit u. Wein-Essig
zum Einmachen
in Gebinden jeder Größe empfiehlt
H. L. Wiegels, vorm. J. C. Bunge,
Fischergrube 61.
Essigfabrik.

Täglich frisch:
ff. Bierwurst
ff. Bockwurst
empfiehlt
Carl Junge, Wahmstraße 8.

Die besten Pommerschen
Kropp- u. Halbstiefel
bekommt man Marlesgrube 38.

Visit-Karten
auf ff. Elfenbeinkarton
per 100 Stück von 1 Mk. an
liefert prompt und sauber
Die Druckerei des Lüb. Volksboten.
Johannisstraße 50.

Das Stenogramm
der Verhandlungen im Prozess
Capitän Dreyfus
ist nunmehr vollständig erschienen und in 8 Lieferungen à 20 Pfg. zu beziehen durch die
Buchhandlung von Friedr. Meyer & Co.
Johannisstraße 50.

Geschäfts-Eröffnung.
Mit dem heutigen Tage eröffne ich
Sadowastraße 36
eine
Schlachterei und Wurstmacherei.
Stets gute Waare zusichernd, halte mein junges Unternehmen einem geehrten Publikum bestens empfohlen. Hochachtungsvoll
Herm. Kähler
Sadowastraße 36.

Gänseschmalz garantirt rein das Pfd. 1,20 Mk.
Prima Pommersche Gänsebrüste!!
A. L. W. Uhlich, Johannisstr. 11.

Achtung!
Lastadienarbeiter!
Mitglieder-Versammlung
am Freitag den 13. October
Abends 8½ Uhr
im Vereinshaus, Johannisstr. 50.
Tages-Ordnung:
1. Abrechnung. 2. Fragekasten. 3. Verschiedenes.
Um regen Besuch ersucht
Der Vorstand.

Achtung!
Verband Deutscher Dachdecker.
(Filiale Lübeck)
Extraversammlung
am Freitag den 13. October
Abends 8½ Uhr
im Vereinshaus, Johannisstr. 50.
Tages-Ordnung:
1. Urabstimmung betr. Arbeitersecretariat.
2. Verschiedenes.
Um rege Betheiligung ersucht dringend
Der Vorstand.

Wer gut und billig **Möbel** Einkäufe machen will, bemühe sich in
Folkers Möbel-Magazin
25 Marlesgrube 25.

Spar-Club „Unter uns"
Versammlung
Montag Abend 8½ Uhr bei F. Leeke, Lederstraße 3.

Club Fidelitas.
Gesellschafts-Abend
am Sonntag den 15. Octbr. 1899
in der Tivoli-Halle.
Anfang 6 Uhr. Einführung gestattet.
Eingang Gewerkvereinssaal.
Der Vorstand.

Einladung zum
Stiftungs-Fest der Tapezierer
verbunden mit Theateraufführung u. nachf. Ball unter gütiger Mitwirkung des Gesangvereins „Eintracht"
am Sonntag den 15. October 1899
im Lokale des Herrn Griesbach, „Adlershorst".
Anfang 5 Uhr. Ende 2 Uhr.
Herrenkarten im Vorverkauf 50, an der Kasse 60 Pf., eine Dame frei.
Das Comitee.

Quartett-Verein Luba
BALL
am Sonntag den 15. October
im Lokale des Herrn Glee, „Louisenlust".
Eintritt 50 Pfg., Damen frei. Anfang 5 Uhr.
Der Vorstand.

Ausspielen
von
fetten Gänsen, Karpfen und Rauchfleisch
auf einem Ziehbillard
am Montag den 16. October 1899.
Anfang Morgens 9 Uhr,
Ende Abends 10½ Uhr.
Einsatz 50 Pfg.
NB. Der beste Spieler erhält als Prämie eine **silberne Remontoir-Uhr.**
Hierzu ladet ergebenst ein
J. C. B. Schmehl, Hundestr. 14
Gasthof „Stadt Schleswig".

Einladung zum
Ausspielen auf einem Ziehbillard
und Verkegeln
von
fetten Gänsen, Karpfen und Rauchfleisch
am Sonntag den 15. Octbr. 1899
im
Restaurant Recknagel
früher: Busch's Bier-Convent, Geninerstr. 30.
Anfang 11 Uhr Morgens. Einsatz 50 Pfg.
Es ladet ergebenst ein **A. Recknagel.**

BALL
der
sämmtlichen Steinsetzer und Berufsgenossen Lübecks
am Freitag den 13. October 1899
im Lokale des Herrn Borgwardt,
„Central-Hallen".
Anfang 8 Uhr. Ende 4 Uhr.
Eintritt 1 Mk., Damen frei.
Hierzu ladet ergebenst ein
Das Comitee.

Circus Variété
Täglich 7½ Uhr.
Interessante Künstlervorstellungen.
Das Beste vom Besten.
Vergessen Sie nicht!
daß dieser Spielplan **nur noch wenige Tage** verbleibt.

Stadt-Theater.
Freitag:
Der Freischütz.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Friedrich. — Verleger: Theod. Schwartz. — Druck von Friedr. Meyer & Co. — Sämmtliche in Lübeck.

Beilage zum Lübecker Volksboten.

Nr. 240 — Freitag, den 13. Oktober 1899. — 6. Jahrgang.

Oberleutnant Hochheim und seine Opfer vor Gericht.

Die unglaublich rohe That des Leutnants Hochheim und der von ihm angestifteten Arbeiter, die am Morgen des 8. August dieses Jahres die Gemüther der Einwohner von Schafstädt in heftige Erregung versetzte und großes Aufsehen in der Presse erregte, kam Montag vor der Strafkammer des Landgerichts in Halle a. d. S. zur Verhandlung. Hochheims sind sehr wohlhabende Leute; der Angeklagte hat verschiedene Ehrenämter und sein Vater ist Stadtverordnetenvorsteher in Schafstädt. Als sich aber am Abend der That das Gerücht verbreitete, der durch den Angeklagten schwer mißhandelte Gutsbesitzer sei seinen Verletzungen erlegen, rotteten sich überall die Leute zusammen und beschlossen, das Haus des angeklagten Ehrenmannes zu stürmen und den Attentäter zu lynchen. Erst durch vieles Zureden des Bürgermeisters gelang es, die Leute zu beruhigen und von ihrem Vorhaben abzubringen.

Angeklagt waren fünf polnische Arbeiter, der Hofmeister Wilhelm Stein aus Schafstädt, 57 Jahre alt, und der Oberleutnant der Reserve im Garde-Trainbataillon, Landwirth August Hermann Hochheim aus Schafstädt, geb. daselbst, 30 Jahre alt. Die fünf polnischen Arbeiter werden beschuldigt, am 8. August d. J. in der Schafstädter Flur den Gutsbesitzer Paul Betzold gemeinschaftlich mittelst gefährlicher Werkzeuge und mittelst einer das Leben gefährdenden Behandlung körperlich mißhandelt zu haben. Oberleutnant Hochheim wird der Bedrohung mit der Begehung des Verbrechens des Todtschlages, der Anstiftung seiner Arbeiter zu der von denen begangenen gefährlichen Körperverletzungen und selbst der vorsätzlichen mittelst gefährlichen Werkzeuges begangenen Körperverletzung beschuldigt. Seine Arbeiter soll er durch Versprechen, durch Mißbrauch des Ansehens und durch Drohungen zu den Thaten bestimmt haben. Der Hofmeister Stein wird der Beihilfe zu den begangenen Strafthaten beschuldigt.

Der Anklage liegt das folgende zu Grunde: Am erwähnten Tage vormittags gegen 10 Uhr fuhr Hochheim auf einem zweispännigen Wagen durch die Schafstädter Flur und traf dort mit dem Gutsbesitzer Betzold, der mit einem Ochsengespann seinen Acker umpflügte, zusammen. Es entspann sich zwischen H. und B., die sich schon von der Schulzeit her kennen und Duzfreunde sind, über einen im Wege liegenden Erdhaufen ein Wortwechsel, der zu einer heftigen Auseinandersetzung führte. Hochheim wurde recht grob, worauf B. die Aeußerung gethan haben soll: „Du willst wohl auch so ein Kerl werden, wie Dein Vater, der hier alles bestimmen möchte?“ Hochheim erwiderte darauf: „Du dummer Bauernloffel, was kümmert Dich das?“ worauf Betzold entgegnete: „Na, ich bin vielleicht noch mehr wie Du, was bildest Du Dir denn eigentlich ein? Ich kann zum wenigsten meine Steuern bezahlen, aber für Euch bezahlen andere.“ Hierüber in Leutnantswuth gerathen, fuhr Hochheim mit seinem Gespann auf Betzold zu und rief: „Aas, ich fahre Dich tot! Jetzt mußt Du sterben!“ Betzold flüchtete sich nunmehr hinter sein Ochsengespann und gab Hochheims Pferd, das auf ihn zukam, mit einem Eggenhaken einen Schlag vor den Kopf, daß es stand. In demselben Augenblick sprang Hochheim vom Wagen und schlug mit der Peitsche auf Betzold ein, der sich mit einem Haken wehrte. Alsdann packten sich beide und rangen, wobei der Oberleutnant den Kürzeren zog. Am Boden liegend merkte Hochheim, daß er seinem Gegner nicht gewachsen war. Er bat um „gut Wetter“ mit dem Versprechen nunmehr Frieden schließen zu wollen. Kaum hatte aber Betzold den Hochheim losgelassen, da bemerkte er seinen Hofmeister Stein und rief demselben zu: „Ich muß meine Ehre retten, das Aas, der Hund muß sterben, holen Sie meine Polacken!“

Stein versuchte zunächst, den wie rasend sich gebärdenden Hochheim zu beschwichtigen, eilte aber dann auf Befehl seines Herrn nach einem etwa 15 Minuten entfernt liegenden Ackerstück und rief die Arbeiter mit dem Bemerken, der junge Hochheim sei geschlagen, sie möchten zu Hülfe kommen und dazu gleich die eisernen Pflugreitel mitbringen. Inzwischen war auch Hochheim vom B.schen Acker herbeigeeilt. Er lud drei polnische Arbeiter in seinen Wagen und jagte mit ihnen dem Ackerstück des Betzold zu und forderte die anderen Betheiligten auf, sofort zu Fuß zu folgen. Betzold war inzwischen auf den Nachbaracker des Landwirths Fischer gegangen und hatte dort einigen Personen Hochheims Drohung mitgetheilt und die Befürchtung ausgesprochen, daß Hochheim mit seinen Knechten einen neuen Angriff unternehmen würde.

Er hatte um Beistand gegen Hochheim ersucht, aber keinen Anklang gefunden. Die Nachbarn scheuten den „schneidigen“ Oberleutnant und „feine“ Polacken zu fürchten und gaben Betzold, als sie Hochheim heranfahren sahen, den Rath, sich schleunigst nach Hause zu flüchten. Als Hochheim dann den Betzold wieder vor sich hatte, rief er seinen Leuten zu: „Schlagt ihn, ich gebe Euch einen Thaler, sterben muß er, ich muß meine Ehre retten!“ Als die Arbeiter nun mit dem Angriff zögerten, forderte er sie nochmals auf, loszuschlagen, worauf zunächst der Angeklagte Kendzia auf Betzold mit dem Reitel einhieb. Betzold wehrte sich und versetzte auch dem Angeklagten Pusch, der ihn an die Kehle fassen und zu Boden werfen wollte, einen Hieb mit dem Eggenhaken in das Gesicht, infolgedessen P. heftig blutete. Betzold versuchte nun zu fliehen, die Arbeiter eilten aber hinterher und umstellten den Gehetzten auf Befehl des Hochheim. Nunmehr brachte Pusch den Betzold zu Falle, und dann fielen die fünf Arbeiter mit Reiteln, Eggenhaken, einer auch mit der Peitsche seines Herrn, über Betzold her und bearbeiteten den Unglücklichen unter den Augen dieses Oberleutnants aus vollen Kräften, wobei der rohe Patron dann noch die Aeußerung gethan haben soll: „Er muß knien, immer darauf, was es kostet, wird bezahlt.“ „Es ist's schon“, soll dann der brutale Hochheim seinen Leuten zugerufen haben, als Betzold wie leblos am Boden lag. Als dann die ebenfalls verrohten Arbeiter Hochheims von ihrem Treiben endlich abließen, befahl Hochheim dem Arbeiter Pusch nochmals, auf den ohnmächtig am Boden Liegenden einzuhauen, worauf der Angeklagte dem Betzold dann noch einige Hiebe mit dem Pflugreitel versetzte. Dann verließen die Thäter siegesbewußt den Kampfplatz und der Schwerverletzte wurde schließlich auf Veranlassung einer in der Nähe arbeitenden Frau auf einem Wagen nach Hause transportirt.

Sämmtlichen Angeklagten stehen die Rechtsanwälte Dr. Kochne und Herzfeld II als Rechtsbeistand zur Seite. Der Zuhörerraum ist dicht besetzt. Die Nebenklage Betzold's ist, wie der Vorsitzende mittheilt, von den Rechtsanwälten Slevogt und Spanig zurückgezogen worden, weil der Schadenanspruch Betzold's durch Civilanspruch geltend gemacht worden ist. Die Angeklagten befinden sich sämmtlich auf freiem Fuße; nur die polnischen Arbeiter waren nicht ganz einen Tag in Haft. Geladen waren 10 Zeugen und drei Sachverständige. Die polnischen Arbeiter schildern die That, wie bereits mitgetheilt und berufen sich zu ihrer Entschuldigung auf den Befehl ihres Herrn, der gesagt habe, „er wolle alles bezahlen.“ Als Betzold gesagt habe: „Laßt mich doch gehen, ich habe Euch doch nichts gethan“, habe Hochheim gesagt: „Immer darauf los.“ Der Vorsitzende bemerkt: „Es ist doch ein Skandal, in dieser Weise die Geschäfte Hochheims zu besorgen“ und richtet an die Arbeiter die Frage: „Meinen Sie denn, daß Sie dem Hochheim gehorchen mußten?“ Als die Angeklagten darauf mit „Ja“ antworteten, entgegnete der Präsident: „Das ist vielleicht jenseits der Weichsel Mode, aber nicht hier!“ Und „Sie haben nur kommandirt“, sagte er zu Hochheim gerichtet.

Hochheim will die von ihm gethanen Aeußerungen „nicht so“ gemeint haben und durch Betzold schwer gereizt gewesen sein. In dem Augenblicke, als er von Betzold los gelassen wurde, will er seiner Sinne nicht mehr mächtig gewesen sein. Ob er die polnischen Arbeiter geholt habe, wisse er nicht, wenn es aber gesagt werde, müsse er es zugeben. Den Leuten 3 Mark geboten zu haben, gab er als möglich zu. Den Betzold aber bei dem ersten Rencontre gebeten zu haben, ihn, Hochheim, frei zu lassen, das müsse er mit aller Entschiedenheit bestreiten. Er sei von Betzold mit dem Pflugreitel verletzt worden. Der angeklagte Hofmeister Stein will nicht gewußt haben, zu welchem Zwecke er die polnischen Arbeiter rufen sollte. Der Vorsitzende wirft ein: „Dann haben Sie gedacht, Sie sollten die Leute herbeiholen, um den Hochheim bedauern zu lassen.“

Die Beweisaufnahme fiel sehr ungünstig für die Angeklagten aus, in dem die schimpflichen Aeußerungen und die rohe That durch Zeugen bestätigt wurde. Die Sachverständigengutachten für Hochheim lauteten dahingehend, daß H. wohl nervös, aber nicht geistesgestört sei. Der Staatsanwalt beantragte gegen Hochheim 6 Monate und 1 Woche, gegen Hofmeister Stein 1 Monat und gegen die polnischen Arbeiter 3 bezw. 2 Monate Gefängniß. Die Vertheidiger plädirten auf Geldstrafe und meinten, Hochheim habe als Offizier für den ihm von Betzold angethanen Schimpf Rache nehmen müssen, wenn er sein Offizierspatent nicht verlieren wollte.

Das Urtheil lautete gegen Hochheim auf **6 Monate**, gegen Stein auf zwei Wochen Gefängniß und gegen die polnischen Arbeiter nach Antrag. Der Exceß wurde als sehr erheblich und die That als außerordentlich roh bezeichnet.

Und dennoch ein so mildes Urtheil! Man stelle sich nur vor, welche Strafe wohl ein streikender Arbeiter erhalten hätte, der, wie es ja so oft vorkommt, von einem Arbeitswilligen gereizt worden wäre und dann einen solchen Exceß veranlaßt hätte, bei dem der Arbeitswillige wie leblos davongetragen worden wäre. Unwillkürlich muß man dabei an den Löbtauer Prozeß denken.

Politische Rundschau.

Deutschland

Die Kanalvorlage wird jetzt, so erfährt die „Münch. Allgemeine Zeitung“, umgearbeitet und mit Ergänzungen versehen, welche diejenigen Maßnahmen betreffen, welche von der Regierung, als im Interesse der östlichen Provinzen liegend, schon früher ins Auge gefaßt worden waren.

Ueber die Novelle zum Unfallversicherungsgesetz, die dem Reichstage noch im November vorgelegt werden soll, hat der „Generalanzeiger für Hamburg und Altona“ Einzelheiten in Erfahrung gebracht, die eine optimistische Auffassung dieser neuen Bethätigung unseres bekanntlich nie rastenden sozialpolitischen Kurses keineswegs zulassen. Vor allem wird die Verkürzung der Karenzzeit sicher nicht zugestanden werden, ja, wenn der Reichstag eine solche verlangen sollte, wird die Regierung eher den ganzen Entwurf scheitern lassen. Ferner soll die Möglichkeit der Berufung an das Reichsversicherungsamt eingeschränkt werden. Dann würden also die Arbeiter noch weniger als bisher in der Lage sein, ihre Ansprüche bei der Rentenfestsetzung durchzusetzen. Man wird abwarten müssen, ob der Reichstag zu einer derartigen Verschlechterung die Hand bieten wird.

Eine Innungs-Affäre. Aus Breslau schreibt man: Die uralte Breslauer Weberinnung erhielt im Jahre 1884 ein Statut, auf Grund dessen die zum Innungsvermögen

---

Eine von Vielen.

Ein Großstadtbild.

Von Paul Bliß.

Den ganzen Nachmittag hindurch hatte sie vergeblich gewartet, jetzt brach schon der Abend herein und noch immer kam Fritz nicht.

Sie stützte den Kopf in die Hand und sah zum Fenster hinaus; wie träumend sah sie hinunter auf den Wirrwarr der Straße, nichts erkannte sie, Alles verschwamm ihr in ungewissen Linien; ihre Augen wurden feucht und langsam fielen die Thränen auf ihre Hand.

Er wich ihr aus!

Seit langer Zeit schon hatte sie es bemerkt — er verbarg ihr etwas — das machte ihn unsicher und verlegen — und darum wich er ihr aus.

Das machte sie tief traurig, denn sie liebte ihn mit ganzer Hingebung — sie lebte ja nur für ihn!

Aber sie wollte ihn auch nicht fragen. Er hatte das nicht gern. Und deshalb verzehrte sie sich nun in Zweifeln und Grübeln.

Unberührt standen die Speisen. Wenn er nicht da war, mochte sie auch nichts essen.

So verging auch der Abend und die Nacht brach an und noch immer kam er nicht.

Dann zündete sie die Lampe auf seinem Schreibtisch an, nahm ein Buch zur Hand und so wartete sie nun weiter.

Endlich kam er. Kurz nach zehn war es.

Ruhig, fast heiter, trat er näher, küßte ihr Haar, sagte ein paar entschuldigende Worte und ließ sich dann nieder vor seinem Schreibtisch.

Stumm sah sie zu ihm hin. Und als sie auf seinem Gesicht las, da wußte sie, daß nun das entscheidende Wort gesprochen werden sollte. Ein Schauder überlief sie, ein Zittern rann ihr durch den Körper und durch die Adern jagte das Blut.

Dann begann er mit leiser, unsicherer Stimme:

„Schatz, wir müssen uns trennen.“

Weiter kam er nicht. Der Athem stockte und seine Stimme versagte. Er sah in das Licht der Lampe.

Und auch sie schwieg, aber sie starrte ihn an, mit entsetzten Blicken — sie glaubte es noch nicht, sie wollte es noch nicht glauben — nein! nein! nur das noch nicht!

Minutenlanges Schweigen. Nur das Ticken der Uhr und von der Straße her das Getöse.

Endlich raffte sie sich auf — stark sein jetzt! Das war nothwendig. Und dann fragte sie mit erkünstelter Ruhe: „Du willst heirathen, nicht war?“

Er nickte, sah sie aber nicht an.

Und sie schwieg auch, denn nun war ihr mit einmal alle Hoffnung entschwunden. Sie hatte sich selbst den Todesstoß gegeben. Alles war nun aus.

Wieder minutenlanges Schweigen.

Dann erhob sie sich und wollte ins Schlafzimmer gehen, Alles ruhig und gelassen, wie gewohnheitsgemäß.

Da aber rief er sie, bittend, flehend: „Else!“

An der Thür schon drehte sie sich um und sah zu ihm hin, mit fragenden, starren Augen.

„Else, es giebt doch keinen anderen Ausweg, meine Mittel sind aufgebraucht und von dem Bißchen, das ich mit meiner Kunst verdiene, können wir nicht leben.“

Sie nickte nur. Und dann mit tonloser Stimme: „Aber, Fritz, ich mache Dir ja auch keinen Vorwurf.“

„Aber Dein Blick, Dein Wesen — Else, Else, ich bitte Dich, glaub' meinen Worten, ich kann nicht anders!“

Ruhig antwortete sie: „Ich glaube Dir, Fritz.“

Da war er bei ihr und hatte sie im Arm.

„Und Du zürnst mir nicht, Schatz?“

„Nein, Fritz, ich gebe Dich frei“ — mit übermenschlicher Kraft hielt sie sich aufrecht.

Aber als er sie an sich riß, mit glühenden Küssen ihr Gesicht traf, da entwand sie sich ihm bebend und ging hinaus. Das ertrug auch sie nicht.

Und dann auf ihrem Bett, da sank sie zusammen, da brach der Sturm los und da schluchzte sie in die Kissen hinein — nun war kein Halten mehr, nun tobte der Schmerz sich aus.

* * *

Sie war zwanzig Jahre. Drei Jahre lebten sie nun zusammen.

Damals, als er sie fand, war sie beim Theater Choristin. Und er nahm sie, wie man ein Blümchen nimmt, das man am Wege findet. Wer sie war, wußte sie selbst nicht. Nur eine Pflegemutter hatte sie. Aber auch diese wußte nichts Genaues. Im Schmutz war sie groß geworden. Und schon mit fünfzehn Jahren kannte sie das Leben. Aber sie wußte nicht, daß sie in Schmutz und Laster lebte, denn sie hatte nie etwas Anderes kennen gelernt von Jugend an. Da war er gekommen. Ihr kleines Schelmengesicht gefiel ihm und ihre lachende Sorglosigkeit, die die Dinge nahm, wie sie waren, zog ihn an. Bald wurden sie bekannter und dann konnte er sie nicht mehr entbehren. Er nahm sie zu sich. Er erzog sie sich. Er lehrte sie, das Schöne suchen und das Häßliche meiden. Er zeigte ihr, daß in der Welt auch Gutes war, Edles und Reines, nicht nur Schmutz und Elend. Und lernbegierig, durstig, hungrig, nahm sie all' Das in sich auf. Eine neue Welt erstand vor ihr. Und nun mit einem Male erkannte sie, daß sie jahrelang in Schmutz und Schande gelebt hatte. Und nun überkam sie ein namenloser Ekel vor ihrer Vergangenheit und sie schämte sich ihrer ehemaligen Verworfenheit. Ihn aber, der sie diesem Sumpf entrissen, ihn liebte sie nun, ihn betete sie an, für ihn wäre sie gestorben. — — — Und nun sollten sie sich trennen. Es mußte sein, das wußte sie. Schon lange hatte sie mit Schrecken an diesen Augenblick gedacht — nun war er da. Was nun? Sie wußte nichts. Aber ganz gleich, sie mußte fort. Etwas

gehörigen reichen Revenuen zur Veranstaltung von belehrenden Vorträgen, zur Gründung einer Fachschule, zum gemeinschaftlichen Einkauf von Rohstoffen ꝛc. zu verwenden waren. Entgegen diesen klaren Bestimmungen beschloß die Innung, die Einkünfte aus dem ihr gehörigen Hause Hummerei 19 unter die Mitglieder zu vertheilen. Als der Magistrat der Stadt Breslau im Jahre 1886 von dieser statutenwidrigen Vertheilung von Innungsvermögen Kenntniß erhielt, nahm er sofort eine Revision der Innungskasse vor und verwarnte und belehrte den Innungsvorstand eingehend über die Ungesetzlichkeit seines Thuns. Trotzdem fuhr dieser fort, in der bisherigen Weise mit dem Vereinsvermögen zu wirthschaften und machte, um die ungesetzliche Verwendung der Gelder zu verschleiern, falsche bez. ungenaue Buchungen. Im Jahre 1897 beschloß der Vorstand, das erwähnte Haus Hummerei 19 zu verkaufen und für den Erlös ein anderes Grundstück an der Matthiasstraße anzukaufen, dessen Eigenthümer Maurerpolir Bischof dafür 127 000 Mark verlangt hatte. Der Innungsvorstand veranlaßte nun den Bischof, den Kaufpreis offiziell auf 140 000 Mark anzugeben und ihn so dem Magistrat anzumelden, in einem Geheimvertrage sich aber zu verpflichten, die Differenz von 13 000 Mark als persönliche Vorsitation an den Innungsvorstand zurückzuzahlen. Diese Summe vertheilten die Vorstandsmitglieder, indem sie sich selbst vorläufig je 1000 Mark, den beiden noch zur Innung gehörigen Jungmeistern je 500 Mk. und den fünf Innungsmeisterwittwen, welche ohne Stimmrecht in der Innung verblieben waren, je 330 Mk. zuwiesen. Der Rest des Geldes sollte später in derselben Weise vertheilt werden. Die Wittwe eines Jungmeisters, die sich benachtheiligt glaubte, verhinderte dies durch ihre Denunziation an den Magistrat und dieser übergab nun die Sache der Staatsanwaltschaft. Am Montag verurtheilte nun die Breslauer Strafkammer wegen Untreue den Obermeister Brauner und den Innungsmeister Werner, die Seelen des ganzen Verfahrens, zu 15 Monaten, den Innungsmeister Breuer und den Obermeister Werner zu 12 Monaten Gefängniß und alle vier außerdem zum Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf drei Jahre. Der Maurerpolier Bischof wurde wegen Beihilfe zu 3 Monaten Gefängniß verurtheilt. — Und was wird aus dem Gelde, das die Ungetreuen bereits an sich gebracht haben?

Kleine politische Nachrichten. Als irrig stellt sich die Blättermeldung heraus, daß das einzige volksparteiliche Mitglied der bayerischen Kammer, Abg. Köhl-Würzburg, sich der sozialdemokratischen Fraktion als Hospitant angeschlossen habe. — Als „noch immer die festeste und zuverlässigste Stütze der Regierung" auch in Zukunft, feiert die „Kreuzztg." die konservative Partei. Es sei von der „Nationalztg." einigermaßen naiv, von der Regierung zu verlangen, daß sie diese ihre Stütze zerbrechen und sich eine andere suchen solle. So kurzsichtig werde wohl keine — nationale Regierung sein. — An die „Berl. Neuest. Nachr." hat jüngst der Abg. v. Kardorff eine Absage gerichtet. Nunmehr erklärt auch Graf Guido Henckel Donnersmarck, daß er Mitte August d. J. aus dem Kreise der Besitzer der „Berl. Neuest. Nachr." ausgeschieden ist. Demnach scheint in diesem Blatte, das das Leiborgan der „Lübeckischen Anzeigen" ist, nur noch Krupp'sche Politik gemacht zu werden. — Der „Germania" zufolge ist der Reichstagsabgeordnete Dr. Schädler zum Dompfarrer in Bamberg ernannt. Er behält die Mandate für den Reichstag und die bayerische Abgeordnetenkammer bei. — Bei den in 30 sächsischen Landtagswahlkreisen von den Wahlmännern vorgenommenen Wahlen zur Zweiten Kammer wurden gewählt: 20 Konservative, 7 Nationalliberale, 1 Liberaler, 1 Fortschrittler und 1 Bund der Landwirthe.

Schweiz.

Die Genfer Regierung hat die Untersuchung wegen des denunzirten jungtürkischen Komplotts abgeschlossen. Es ergab sich die völlige Grundlosigkeit der Beschuldigungen. Für den türkischen Konsul, der von Spitzeln hinter's Licht geführt ist, wird die Sache noch ein gerichtliches Nachspiel haben, da der Mitangeschuldigte Dr. Lardy ihn wegen Verleumdung verklagen will.

Italien.

Den Kampf gegen die Sozialisten setzt die Regierung mit ungeschwächten Kräften fort. Nachdem sie durch Unterdrückung mißliebiger Vereine und durch Verfolgungen der Presse die verhaßte Partei zu treffen gesucht, hat sie neuerdings wieder mit der Auflösung sozialdemokratischer Gemeinderäthe begonnen. Vor einigen Tagen wurde der Kommunalrath von Mirandola (Provinz Pavia) aufgelöst mit der Begründung, er habe seit der letzten Neuwahl „in der unpassendsten Form Ansichten dargelegt, die den nationalen Institutionen feindlich seien." Hätten die Stadträthe von Mirandola gestohlen, so wären sie natürlich heute noch in Amt und Würden.

Lübeck und Nachbargebiete.

Donnerstag, den 12. Oktober.

! **Gnissau.** Eine Heldenthat hat der hiesige Kriegerverein Sonntag den 1. Oktober vollbracht. Er hat ein Mitglied aus dem Verein ausgeschlossen, weil es sich an der Landtagswahl betheiligt hat. Da die Wahl geheim mittelst Stimmzettel erfolgte, so ist vielleicht die Frage angebracht, auf welche Weise der Kriegervereinsvorstand in Erfahrung gebracht hat, für welche Partei das ausgeschlossene Mitglied gestimmt hat? An der Heldenthat soll sich der Pastor Tillmer hervorragend betheiligt haben, obwohl dies uns etwas unwahrscheinlich ist, denn eine der Grundlehren des Christenthums lautet doch sogar: Liebet Eure Feinde! Sollte sich der christliche Herr Pfarrer wirklich so sehr mit den Lehren seines Herrn und Meisters in Widerspruch gesetzt haben? Der Ausgeschlossene, der sich unserer Partei zuzählt, will sich bei dem heldenhaften Beschlusse der Kriegervereinler beruhigen und sogar auf seine eingezahlten Gelder verzichten. Natürlich ist die Sozialdemokratie in Gnissau nun todt, mausetodt. Wer's nicht glaubt, zahlt einen Dreier!

Altona. Die dritte diesjährige Schwurgerichtsperiode wurde am Montag in üblicher Weise durch den für die Dauer der Session zum Präsidenten ernannten Landgerichtsdirektor Lembke eröffnet. Unter der Anklage, den Versuch gemacht zu haben, seine Schwiegermutter, die Wittwe Raschke in Lauenburg an der Elbe, zu ermorden, stand der wegen Körperverletzung und Beleidigung wiederholt vorbestrafte 24 Jahre alte Zimmergeselle Friedrich Th. Albert Schalk aus Lauenburg in Pommern. Er hat im vorigen Jahre die Tochter der Wittwe Raschke geheirathet. Die Ehe war eine tief unglückliche. Schalk mißhandelte seine noch im jugendlichen Alter stehende Frau, so daß sie mehrere Male davon lief und zu ihrer Mutter flüchtete. Am 25. Juni d. J. hatte er seine Frau, die inzwischen wieder zu ihm zurückgekehrt war, abermals zum Hause hinausgeworfen und die Herausgabe ihrer Kommode und ihres Bettes verweigert. Als er nun am 1. Juli bei seiner Heimkehr Abends entdeckte, daß seine Frau inzwischen dagewesen, die Thür durch einen Schlosser hatte öffnen lassen und ihre Kommode, sowie ihr Bett mit sich genommen hatte, ging er fort, kaufte unterwegs einen Revolver mit 12 Kugeln, begab sich nach der Wohnung seiner Schwiegermutter, der Wittwe Raschke, fragte nach seiner Frau und feuerte, als ihm von seiner am Fenster erschienenen Schwiegermutter bedeutet wurde, daß er hier nichts zu suchen habe, einen Revolverschuß ab, der 10 Centimeter unterhalb des Fensters, an welchem die Wittwe Raschke gestanden, einschlug. Verletzt wurde Niemand. Der Angeklagte leugnete hartnäckig; er will den Revolver lediglich gekauft haben, um gemäß vorheriger Verabredung mit Bekannten Spatzen zu schießen, eine ganz neue Aussage, von der in der Voruntersuchung nichts gesagt worden ist. Schalk behauptete weiter, daß er das Opfer eines Racheaktes sei; er habe, als er vor dem Hause seiner Schwiegermutter gestanden, „aus Dummheit" einen Revolverschuß in die Luft gefeuert, er habe seine Schwiegermutter nicht treffen wollen. Dagegen bekundeten verschiedene Zeugen, sie hätten genau gesehen, daß Schalk direkt nach der Frau Raschke gezielt hat. Schalk behauptet, daß seine Frau ihn hintergegangen habe, er habe ihr nur ein einziges Mal eine Ohrfeige gegeben; weitere Mißhandlungen seien niemals vorgekommen. Von mehreren Seiten wird der Frau des Angeklagten das beste Zeugniß ausgestellt. Dagegen bekundeten verschiedene unter Ausschluß der Oeffentlichkeit vernommene Zeugen, daß das Vorleben der Ehefrau des Angeschuldigten in moralischer Beziehung nicht ganz einwandfrei sei. Während der Staatsanwalt überzeugt war, daß ein Mordversuch vorliegt, bemerkte der Vertheidiger, daß für einen solchen kein Motiv zu finden sei. Es könne höchstens versuchter Todtschlag vorliegen und nach Lage der Sache seien dem Angeklagten mildernde Umstände in weitestem Umfange zuzubilligen. Das Verdikt der Geschworenen lautete auf schuldig des Todtschlagsversuchs unter Ausschluß mildernder Umstände. Der Angeklagte wurde darauf dem Antrage des Staatsanwalts gemäß zu 4 Jahren Zuchthaus und 4 Jahren Ehrverlust verurtheilt. Auch wurde auf Einziehung des Revolvers erkannt.

Aus Nah und Fern.

Kleine Chronik. Eine Rieseneiche, deren Alter nach Aussage von Forstbeamten auf etwa 800 Jahre geschätzt wird, befindet sich im nahen adeligen Gutsbezirk Rastorf bei Preetz. Dieser ausnahmsweise prächtige, gleichmäßig gewachsene Waldriese hat einen Stammumfang von 6 Meter, der Kronenumfang mißt 26 Meter. Ein Raubmord, der dritte innerhalb weniger Wochen, ist Dienstag früh an der 41 jährigen Wittwe Jvost in der Stolbergerstraße in Berlin begangen worden. Der That verdächtig ist der 29 jährige Zimmermann Trotzer, der früher bei der Frau in Schlafstelle gewohnt hat und nach längerer Abwesenheit in der Gegend von Chemnitz wieder zu ihr gezogen war, obwohl sie ihn nicht länger behalten wollte. Dienstag Morgen um 6½ Uhr ging er mit dem Sohn der Ermordeten gleichzeitig fort. Als letzterer Mittags nach Hause kam, fand er seine Mutter in der Küche erschlagen vor. Der Hinterkopf zeigte eine anscheinend von einem stumpfen Gegenstand herrührende Wunde. Der Thäter hat seinen blutbefleckten Anzug an der Mordstätte mit einem Ueberzieher vertauscht, in dem er floh. Gestohlen ist anscheinend ein Portemonnaie mit wenig Geld und eine Taschenuhr, auf deren Rückseite der Name des Ermordeten eingravirt ist. — Die Meldung von einem tödtlichen Zusammenstoß zwischen Arbeitern aus Milanie in Kanada war nach dem „Geselligen" übertrieben. Es handelte sich nur um Reibereien zwischen einzelnen Jägern und Arbeitern wegen eines Mädchens. Es sind nur ein Oberjäger und ein Arbeiter leicht verletzt. Unter dem Verdacht, einen Mordversuch an ihrem Vater verübt zu haben, sind in Ziesetzhn eine geschiedene Ehefrau Wiggers und die Ehefrau Reibeck verhaftet worden. Die That soll geschehen sein, um in den Besitz einer von der Mutter herrührenden Erbschaft von 20 000 Mk. zu gelangen. Dem „Berl. Tagebl." wird aus Oberhausen (Rheinl.) depeschirt: In Folge falscher Weichenstellung fuhr ein Rangirzug auf einen Personenzug. Der Packwagen wurde durch die Lokomotive zertrümmert, der Lokomotivführer und der Heizer wurden getödtet. — Weil der Geistliche den 20 jährigen Maurer Friedrich Memmel in Nördlingen im Beichtstuhl nicht absolvirte, trank sich Memmel einen Rausch an und stach am 16. April am hellen Tage den verheiratheten Bauer Holzheimer in Münnerstadt ohne Anlaß todt. Das Schwurgericht in Würzburg verurtheilte den Mörder zu 10 Jahren Zuchthaus. — Ein Sturm richtete in der Nacht auf Montag auf der russischen Nikolaibahn große Verheerungen an. Etwa hundert Telephon- und Telegraphenstangen wurden umgeworfen, zeitweise mußte der Verkehr unterbrochen werden. Stellenweise erfolgte starker Schneefall. — Zu dem Wirbelsturm in Japan und seinen Wirkungen wird weiter aus Yokohama gemeldet: Wie nunmehr angenommen wird, wurden in Folge des Herabstürzens des Zuges in den Fluß in der Nähe von Usunomiya 50 Personen getödtet.

Chronik der Majestätsbeleidigungs-Prozesse. Wegen Majestätsbeleidigung ist gegen die polnische Zeitung „Praca" in Posen die Voruntersuchung eingeleitet worden wegen Abdrucks eines Artikels vom 30. September unter der Ueberschrift „Der kaiserliche Schutz".

Von der Pest. Dem „Berl. Tagebl." wird aus Lissabon gemeldet, daß die Pest in Oporto sichtlich an Umfang zunimmt; Montag seien acht Pestfälle vorgekommen. Daß die Pest auch in Assuncion (Paraguay) ausgebrochen ist, wird durch den dort weilenden deutschen Arzt Dr. Vogel bestätigt. Bakteriologisch und klinisch wurde festgestellt, daß es sich um die echte Beulenpest handelt. Die höchste Zahl der Erkrankungen betrug bis zum 2. Oktober 54 an einem Tage. Hiervon verliefen 34 tödtlich. Die Bekämpfung hat eine argentinische Aerztekommission übernommen. Bisher ist es gelungen, die Pest auf den Hafen, die Kasernen und das Hospital zu beschränken. Die Seuche soll von Portugal her eingeschleppt worden sein. Auch in Newchwang in Nordchina ist die Beulenpest zum ersten Male aufgetreten. Täglich sollen über 10 Todte zu verzeichnen sein.

Die Verhaftung eines Augustinerpaters im eichsfeldischen Kloster Germershausen bei Rollshausen sollte kürzlich auf auswärtige Requisition hin wegen Sittlichkeitsvergehen erfolgen; aber der mit der Verhaftung beauftragte Gensdarm kam zu spät, der saubere Vogel war ausgeflogen und hatte sich durch schleunige Flucht in Sicherheit gebracht. Die Angelegenheit erregt auf dem Eichsfelde mit Recht unliebsames Aufsehen.

Am gelben Fieber sind in Keyweſt 23 neue Erkrankungen und ein Todesfall vorgekommen.

Anderes gab es nicht. Er mußte frei sein. Seinem Fortkommen durfte sie nicht hinderlich sein. Also Muth!

Am nächsten Tage, als er ausgegangen war, packte sie ihre Sachen, schrieb ihm ein Lebewohl und dann ging sie fort, in die Welt hinein.

* * *

Sie hatte etwas Geld. Für die ersten Wochen war sie geborgen. Aber was dann? Ein Schaudern ergriff sie.

Arbeiten wollte sie. Zwar verstand sie nichts, nicht einmal kochen konnte sie. Aber sie wollte lernen, Alles lernen, was man von ihr verlangte, nur nicht wieder zurück in den Schmutz von ehedem.

Und sie arbeitete, fein und grob. Alles, was man ihr bot. Oft zwar erlag sie fast den Qualen, die sie erdulden mußte, aber immer wieder raffte sie sich auf, immer wieder ertrug sie alle Demüthigungen und Grobheiten, die man ihr anthat.

Manchmal kam ihr der Gedanke, an ihn zu schreiben — er würde ihr ja doch gewiß helfen! — aber niemals that sie es — nein! nein! sie wollte ihm nicht zur Last fallen, er sollte frei sein!

Eines Tages aber wurde sie krank. Die Last der Arbeit und der heimliche Kummer der Seele warfen sie nieder. Sie kam in's Spital.

Lange, bange Wochen vergingen. Oft schon hatten die Aerzte sie aufgegeben. Aber immer wieder trug ihre zähe Natur den Sieg davon. Und endlich, als der Frühling kam, wurde sie als gesund entlassen.

Von Neuem begannen die Sorgen um das tägliche Brod.

Da führte der Zufall ihr eine ehemalige Freundin in den Weg. Natürlich war diese noch immer beim Chor, aber die Eleganz ihrer Kleidung verrieth, daß sie noch Nebeneinkünfte hatte.

„Armes Hascherl", rief sie, als sie Else erkannte, „wie schaust denn aus!" — dann nahm sie sie mit in ihre Wohnung und ließ sich ihre Geschichte erzählen.

Und Else blieb bei der Freundin, einen Tag und eine Nacht, bis sie sich kräftig genug fühlte, die Arbeit wieder aufzunehmen. Dann ging sie fort, denn sie hatte Angst vor der Freundin und deren Lebensweise.

Von Neuem begann sie, sich zu plagen. Tag und Nacht arbeitete sie. Aber wenn die Woche zu Ende war, hatte sie nur kaum so viel verdient, um das Nothdürftigste zu kaufen.

Doch deshalb machte sie sich keine Sorge mehr. Sie lebte jetzt wunschlos und traurig dahin. Nur an ihre Arbeit dachte sie.

Aber manchmal in den warmen Sommernächten, wenn sie keinen Schlaf fand, dachte sie an Fritz zurück und dann kam der ganze alte wilde Schmerz zum Ausbruch und sie schluchzte dann die ganze Nacht durch. Und eine wilde Wuth überkam sie dann — war sie nicht auch ein menschliches Geschöpf, hatte sie nicht auch Rechte an's Leben, Rechte auf's Glück! Und ein weher Schmerz rang sich dann durch, ein Aufschrei, herzerschütternd, eine Sehnsucht nach dem Leben, nach dem Glück!

* * *

Eines Tages lernte sie einen Baumeister kennen. Ein junger Mann, unverheirathet und voll Lebenslust.

Er engagirte sie als Wirthschafterin.

Und sie zog zu ihm.

Sie wurden gut mit einander fertig. Sie hielt Alles sauber und in Ordnung und er respektirte ihren Ernst und ihre Haltung.

Aber eines Abends kam er angeheitert nach Hause. Und da nahm er sie in seine Arme und küßte sie wild und voll junger Leidenschaft und hielt sie so fest umfaßt, daß sie nicht wieder frei kam.

Am nächsten Morgen erwachte sie mit wüstem Kopf. Und mit entsetzlicher Klarheit stand nun ihre Zukunft vor ihr. Das also war ihr Schicksal. Von einer Hand in die andere zu gehen, und wenn man ihrer überdrüssig war, dann schickte man sie fort. Und so immer weiter und weiter, immer tiefer und tiefer hinab, bis sie dann endlich da wieder angekommen war, von wo man sie hergeholt hatte — im Schmutz!

Ein grausiger Ekel überkam sie — mit brutaler Hand war der Schleier von ihrer Zukunft heruntergerissen — tiefer Ekel und Abscheu erfüllte sie — — — — nein! nur das nicht! nur das nicht!

Und da raffte sie sich auf und lief fort, verfolgt und gehetzt von dem entsetzlichen Bilde ihrer Zukunft, und lief, so weit ihre Füße sie tragen konnten, und als sie nicht mehr weiter kam, sank sie hin und machte ein Ende. („H. E.").

Verantwortlicher Redakteur: Otto Friedrich.
Verleger: Theod. Schwartz. — Druck von Friedr. Meyer & Co. — Sämmtliche in Lübeck